Storch

P.o.germ. 1426 ei

Zimmergarten.

Erzählungen

in

verschiedenen Formen

von

Ludwig Storch.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Der Galeerensklave. Novelle	1
Der Blumenvater. Stillleben	111
Die Feenlinde. Novelle	175
Der Priestermord. Historische Erinnerung	257

Der Galeerensklave.

Novelle.

Vom Glanz der untergehenden Sonne umspielt, von der frischen Abendluft umhaucht, die in den südlichen Schweizeralpen schnell auf eine schier unerträgliche Tageshitze folgt, von den jodelnden Liedern der Sennen umsummt, schritt ein junger Jägersmann fröhlich die Berghöhen abwärts, welche in die reizenden Thäler der Isere, Graisivaudon genannt, der Breda und der Drac abfallen, und zwar in jener Gegend, wo die aus einer schauerlichen Thalklüftung hervorgebrochene Romanche in die Drac mündet. Im Frieden des Abends lagen unten schon die Dörfer und Flecken, während die Gletscherhäupter oben noch glühten, und nur hie und da blitzte der Strom, wie ein feuriges Auge, empor, wo ein Thal oder eine Bergspaltung der Sonne noch einen Blick hinab gestattete. Heimwärts eilten Hirten und Heerden, der Wein- und Ackerbauer, der Alpenjäger und der Bergmann, und stromabwärts nach dem nahen Grenoble zu zogen rasch stattliche Schiffe; denn es war Samstag Abend, und Jeder wollte ausruhen von der Mühwaltung der Woche im Schooße seines Hauses. Ueber dem Thale schwebte der blaue Duft des Abends, aus dem die Spitzen der Kirchthürme hervorragten, und das freundliche Abendgeläut ver-

sendeten, wie Mütter, die, wachsam an des Säuglings Lager sitzend, ihm ein Schlaflied singen.

Je rüstiger der Jäger schritt, desto tiefer versank die Schönheit des Thales unter ihm in Dämmerung und Nacht. Sein Weg ging dem schönen und großen Marktflecken Vizille zu, der am rechten Ufer der Romanche liegt, bevor diese in die Drac fällt, und hinter welchem sich das enge und düstere Romanchethal öffnet, welches, über acht Stunden lang, wegen seines melancholischen Charakters berühmt ist. Diese reizende Berggegend gehörte zur Dauphiné.

Am letzten Vorhügel, von wo aus der Ort unter ihm lag, rastete der Wanderer, auf seinen Stutzen gelehnt; sein Auge suchte unwillkührlich ein großes weißes Haus, fast in der Mitte des Orts, ohnweit der Kirche gelegen, und als er es einige Minuten nachdenkend darauf hatte ruhen lassen, überflog seine Stirne eine trübe Wolke. Rascher wollte er hinab, als plötzlich hinter einem Felsen hervor eine ihm gar wohl bekannte Stimme: „Luc, Luc! bist du's?“ hervorrief. Eine weibliche Gestalt, die dort gesessen, erhob sich; der Jäger war aber schon bei ihr, und faßte die ältliche Frau mit den herzlichen Worten bei der Hand: „I Mutter, wie kommt Ihr doch bei einbrechender Nacht hier herauf?“ Und von dem trübernsten Gesicht der Matrone erschreckt, fuhr

er fort: „Was ist Euch, lieb Mütterlein? Es ist Euch dieser Tage doch nichts Böses begegnet? Ist der Vater wohl? Sagt mir, was hat es zu bedeuten, daß Ihr, dem Anscheine nach, mich hier erwartet, und daß Ihr mich wahrlich nicht mit einem frohen Gesichte empfangt?"

„Ach, Luc," versetzte die Mutter, „die Angst hat mich heraufgetrieben, dir entgegen. Ich muß dich vorbereiten, lieber Junge, auf das, was der Vater mit dir vor hat, damit ein unangenehmer Vorfall oder gar ein Unglück vermieden werde. Ihr seid Beide Hitzköpfe; ich kenn' euch, und Keiner will nachgeben. Der Vater hat nämlich beschlossen, dich morgen, mit oder ohne deinen Willen, mit Sarotte Bannegon zu verloben. Er hat mit Herrn Bannegon schon Alles abgeredet. Sogleich nach der Kirche soll die Verlobung sein. Das hab' ich dir melden wollen, Luc; weil ich morgen früh doch schwerlich eine Gelegenheit gefunden hätte, dir einen Wink zu geben, so hab' ich eine Ursache gemacht, und einen nöthigen Weg in unsern Weinberg vorgeschützt. Faß' dich in Geduld, Luc, und füge dich meinem mütterlichen Wunsche und dem unerschütterlichen Willen deines Vaters."

Des Jägers Gesicht hatte sich verfinstert, wie das Thal zu seinen Füßen. „Ich kann mich nicht fügen; ich will die Sara nicht zur Frau," sagte

er kurz und trotzig, und stieß mit dem Kolben des Stutzens auf die Erde.

„Luc!“ bat die Frau mit milden zärtlichen Tone, „deines finstern, wortkargen Wesens ungeachtet habe ich dich immer lieb gehabt, ich kann dir sagen, fast lieber als deinen Bruder Zachée; ich habe dich oft gegen den Unwillen und den losbrechenden Zorn deines Vaters geschützt, wenn du kein Lateinisch und Griechisch lernen wolltest; ich war's, die den Vater besänftigte, als du mit störrischer Beharrlichkeit seinen langgehegten Lieblingsplan, dich auch wieder zum Pfarrer zu bilden, zerstörtest, ich war stets deine Beschützerin; jetzt ist die Zeit gekommen, mir zu vergelten, mir für all die mütterliche Liebe nun auch einen Theil kindliche Liebe zu zeigen, und sowohl des Vaters als auch meinen innigsten Wunsch zu erfüllen. Was kannst du denn gegen Sarotte haben; sie ist jung und schön, von freundlichem Wesen, und gegen Jedermann liebreich und gefällig, und überdieß ist sie das einzige Kind des reichsten Mannes in unserm Ort, erhält eine bedeutende Mitgift und eine glänzende Ausstattung; sie hat mir selbst gestanden, daß sie dich schon lange still im Herzen liebt und allen Anderen, die um sie werben, vorzieht. Dein Vater ist ganz vernarrt in sie, und hält dich für verrückt, daß du dich weigerst.“

„Laßt doch, Mutter! Ich habe gegen das Mädchen nichts; aber ich mag sie nicht zur Frau. Ich lieb' Euch sehr, Mutter, und auch den Vater lieb' ich sehr, obgleich er immer sehr streng, ach! allzu streng gegen mich war; aber die Sarotte kann ich nicht nehmen.“

„Das gibt ein Unglück, Luc!“ weinte die Alte. „Dein Vater, über deine erste Weigerung schon aufgebracht, schwur hoch und theuer, dieß Mal sei das Nachgeben an dir; er habe sich endlich gefügt, als du ihm den ersten Lieblingswunsch zu Wasser gemacht, und statt ein Pfarrer zu werden, ein Jäger geworden; jetzt werde er nicht davon abgehen, daß Sarotte deine Frau werde. Luc, du kennst seinen Hitzkopf, er ist gerade, wie du. Er hat geschworen, und titulirt sich mit Herrn Vannegon schon Schwiegervater.“

„So mag er die schöne, reiche Sara seinem Lieblingssohn, dem Zachée geben. Den hat er auch nicht zum Pfarrer zwingen wollen.“

„Du weißt, daß Zachée zum Priester zu schwach war; seine weiche, leise Stimme paßt nicht für den Redner. Auch sagte der Vater, er sei zu freundlich dazu; ein calvinischer Redner müsse ernst und schweigsam sein; du seist ganz dazu geboren. Und Sara liebt nicht ihn, sondern dich; Zachée hat sich aber

— wie du weißt — mit des Schloßgärtners jüngster Tochter, der Maria, eingelassen."

„Dazu hat der Vater Ja und Amen gesagt. Wie, wenn ich mich nun auch mit einem Mädchen eingelassen hätte?"

Die Mutter erschrak. „Wie? so wäre es wahr, was man dem Vater hinterbracht hat, du gingst in das Haus des Eisenfactors in le Bourg d'Oyssans und freietest um die Tochter desselben? Glaubst du, daß der Vater jemals deine eheliche Verbindung mit einer Katholikin zugeben würde? Der Sohn eines calvinischen Pfarrers eine katholische Frau! Ich selber würde einen solchen Ehebund verfluchen, geschweige dein strenger Vater."

„Mutter," sagte der Jäger wehmüthig, „glaubt Ihr denn wirklich, daß Gott die Calvinisten lieber habe, als die Katholiken? Ich meine, vor ihm sind wir Alle gleich. Und seht, wenn ich's recht bedenke, so ist der calvinische Glaube und meines Vaters strenge Ausübung der strengen Lehren daran schuld, daß ich so finster und verschlossen bin. Oft ärgre ich mich über mich selber. Des Eisenfactors Söhne und Töchter sind immer heiter, munter und fröhlich, und die Michelle, das ist gar ein herziges, liebes Mädchen."

„Heiliger Gott!" schrie die Frau auf, „ich glaube, du hast deine Seele verführen lassen, Luc,

und willst katholisch werden. Das wäre deines Vaters und meinen Tod. „O weh über dich und uns!“

„Das habt Ihr nicht zu befürchten,“ lächelte der Jäger. „Auch ist der Eisenfactor viel zu verständig, um so etwas von mir zu verlangen, und die Michelle liebt mich viel zu sehr, um mir mit einer solchen Zumuthung wehe zu thun. Aber das mögt Ihr nun wissen, daß ich nie eine Andre heuern werde, als Michelle Villard. Der Glaube wird unsrer Liebe keinen Eintrag thun; sie bleibt katholisch und ich calvinisch; darüber sind wir schon einig. Und um die Sache kurz zu machen, will ich hinab und dem Vater sogleich das Geständniß meiner Liebe machen.“

„Um Gotteswillen nicht!“ rief die Mutter. „Der Vater vergriff sich an dir. O Gott, was soll daraus werden! Luc! Luc, du ladest deines Vaters Fluch auf dich! Und auch ich kann deine Liebe nicht segnen. Besinne dich eines Bessern, Sohn! Steh ab von deinem Vorhaben! das ist eine böse Saat und sie kann keine guten Früchte tragen.“

„Es bleibt bei meinem Worte, Michelle wird meine Frau und keine Andre. Sagt das meinem Vater, und nun kommt; es wird finster. Ich will Euch bis an den Flecken begleiten, und mir dann ein andres Nachtquartier suchen. Es thut mir weh’,

das Vaterhaus zu meiden; aber was sein muß, muß sein."

Weinend und flehend ging die Mutter, aber der Sohn blieb unerschütterlich.

Die Glocken zu le Bourg d'Oyssans läuteten zur Messe. Die Feuer der Eisenfactorei waren verlöscht, die Hämmer ruheten. Im Garten am Hause stand ein liebliches Madchen, festlich geschmückt, und pflückte sich einen Rosenstrauß. Ihr Auge hing mit warmen Blicken an den gegenüber liegenden Bergen, während ihr Näschen wollüstig im Kelch einer Rose wühlte. Plötzlich sprang ein grün gekleideter Mann flink über den Zaun und eilte auf sie zu. Es war Lucas, der Jäger. Des Mädchens Ueberraschung äußerte sich in einem unwillkührlichen Schrei, dann lief sie dem Jäger entgegen, der einen Augenblick darauf an ihrer Brust lag.

„Schon heute früh?" fragte sie traulich. „Ich hatte dich erst den Nachmittag erwartet. Nun herzlich willkommen! Aber du bist ein Mal wieder recht düster. Fort mit den Falten auf der Stirn! Wenn du bei mir bist, mußt du lachen und freundlich sein."

„Froh bin ich jedes Mal und fast nur bei dir. Darum sehne ich mich immer und immer nach dir. Es wird mir auch heute noch gelingen."

„Es ist dir etwas begegnet, Luc; ich kenne dich zu genau,“ fuhr das Mädchen fort, indem sie mit der kleinen Hand über sein Gesicht strich, und als es sich nach dieser als praktisch bewährten Procedur noch nicht ganz aufgeklärt hatte, fragte sie: „Hast du vielleicht schon von den königlichen Dragonern gehört, die euretwegen in Grenoble angekommen sind?“

„Dragoner? Unsertwegen?“ fuhr Lucas auf. „Ich weiß von nichts, und komm' aus dem Gebirge, wo wir selten etwas bald erfahren. Auch brachte ich diese Nacht nicht zu Hause zu, und deßhalb sag' an, was hat es mit den Dragonern zu bedeuten?“

„Der Vater hatte gestern, wie alle Samstage Ablieferung in Grenoble. Dort war eben eine große Menge Dragoner eingerückt, und in der ganzen Stadt sprach man davon, der König habe sie von Paris geschickt, damit sie die Hugenotten in der Stadt und Umgegend zum wahren Glauben zurückbringen sollten. Es hieß, sie würden heute schon euere Kirchen dort verschließen und auf des Königs strengen Befehl alle Leute vom calvinischen Glauben mit dem Schwerte zwingen, die Messe zu hören.“

„Gott schütz' uns!“ rief der Jäger bewegt. „Ist es dahin gekommen, daß wir wieder mit dem Schwerte bekehrt werden sollen? Lieber wollt' ich das Land meiden.“

„Und ich? was sollte aus mir werden?" fragte das Mädchen zutraulich.

„Du wanderteſt mit mir. Unſer Loos iſt unzertrennlich, Michelle; du haſt mir dein heiliges Wort gegeben, und ich dir das meinige. Uns kann nun kein menſchlicher Wille mehr trennen, weder der eines calviniſchen Pfarrers, und wenn er mein Vater wäre, noch der eines katholiſchen Königs und aller ſeiner Dragoner."

„So hör' ich dich gern, Luc!" rief das Mädchen freudig; „dann leuchten deine Augen, wie die Kryſtallen, die du mir geſchenkt haſt, und noch viel ſchöner; denn ſo herrlich und ausdrucksvoll glänzt keiner, und wenn ihn dein Bruder noch ſo gut ſchliffe. Ich denke auch immer, die Liebe müſſe doch über den Glauben gehen. Wir lieben ja auch beide Gott und Jeſum Chriſtum, und thun was recht iſt. Wenn ich dir's geſtehen ſoll, ich kann gar keinen großen Unterſchied zwiſchen meinem und deinem Glauben finden, am wenigſten einen, der mich veranlaſſen könnte, dich nicht zu lieben."

„Gottlob, daß dieß meine Meinung auch iſt!" rief der Jäger froh. „Mag es nun kommen, wie der Himmel will. Ein Kind ſoll ſeinen Eltern gehorchen, aber doch nur in allen billigen Dingen. Wenn mein Vater mit mir über die Berge ginge, durch die Wälder ſtreifte, den Fels erklimmte, das

Rauschen der Bäume vernähme, und den durch ihre Zweige brechenden Glanz sähe, wenn er Gottes Pracht und Herrlichkeit aus seinen Werken verstehen lernte und nicht Tag und Nacht über den düstern Büchern brütete, ich glaube, er würde auch denken, wie ich. Wenn man Gott und alle Menschen liebt und sein Schätzchen recht treu von Herzen, dann ist die schöne Natur besser, als jede Kirche und jedes Bethaus. Meinst du nicht auch so, Michelle?"

„Freilich!" lachte das Mädchen, „sonst hätt' ich nicht jetzt die Messe versäumt. Denn für wahr es hat mir hier im Garten besser gefallen."

„Du hast Gott mit jedem Kusse, den du mir gegeben, frömmer gedient, als mit einem Paternoster."

„So will ich dich recht viel küssen, um Gott immer wohlgefälliger zu werden," sagte Michelle schelmisch, und von Unmuth befreit, schloß sie der Jüngling in die Arme.

„Du bist ein trefflicher Lehrer," neckte Michelle.

„Und du eine noch trefflichere Schülerin," versetzte Lucas eben so. Und ihre Lippen vereinigten sich auf's Neue.

Ob sie wohl Gott würdig dienten?

Der Eisenfactor Villard, ein verständiger, vorurtheilsfreier Geschäftsmann, hatte bei Tisch noch ein Mal erzählt, was er über die Dragoner in der Stadt erfahren, und ermahnte den Jäger mit schlichten, kräftigen Worten, nicht von seinem Glauben zu lassen.

„Euer Wort, Herr Villard, vermehrt nur die Achtung, die ich Euch ohnedieß zolle, und so wahr ich Lucas Sellier heiße, ich werde mir auch Eure Achtung zu erwerben suchen."

„Ihr seid mir als ein braver Mann bekannt," entgegnete der Eisenfactor. „Meine Söhne lieben Euch und der älteste, der Förster in Allemont, ist Euch mehr als ein Bruder zugethan. Aber sie sind alle so gesinnt, wie ich, und würden Euch weder mehr lieben, noch schätzen, wenn Ihr dem alten frömmelnden König zu Gefallen zu unsrer Kirche übertreten wolltet."

„Ihr habt da einen Ton angeschlagen, den ich fortzuspielen große Lust habe. Mir ist in Euerm Hause schon viel Liebes und Gutes begegnet. Euer ältester Sohn hat mich als Freund und Kamarad hereingeführt, Ihr, Eure brave Hausfrau und alle Eure Kinder haben mich gütig aufgenommen; ich bin in kurzer Zeit heimisch bei Euch geworden. Was Wunder, wenn ich mich noch inniger mit Euch zu verbinden wünsche! Ihr müßt es längst gemerkt

haben, daß ich Eurer Michelle gewogen bin. Nun, sie ist mir auch nicht gram. Ihr kennt mich, ich bin nicht von vielem Wortmachen; sonst hätt' ich schon lang zu Euch gesprochen. Jetzt ist's aber gerade Zeit. Beim Oberforstamt in Grenoble habe ich Anwartschaft auf die untre Forstbedienung zu Alleward. Sie nährt ihren Mann mit Frau und Kind, und wirft, bei guter Wirthschaft, auch wohl noch etwas mehr ab. So gebt mir Euer Kind zur Hausfrau."

„Willst du ihn denn, Michelle?" fragte der Vater schelmisch.

Das Mädchen vermochte die Augen nicht vom Boden zu erheben, und das Roth, das die Wendung der Unterredung auf ihre Wangen gegossen hatte, wurde noch glühender. Aber sie faßte sich ein Herz und sagte mit lauter Stimme: „Ei freilich!"

Die Brüder lachten über die muthige Antwort.

„Aber er ist ein Calvinist!" erinnerte der Vater.

„Ich will mit seinem Glauben schon fertig werden."

„Wenn du es wagen willst; ich habe kein Bedenken dabei und geb' Euch mit Freuden meinen Segen, sobald Ihr mir die Einwilligung Eures Vaters bringt, Herr Sellier."

„Und wenn ich sie nicht brächte, würdet Ihr uns denn Euern Segen verweigern?"

„Das ist ein ernster Punkt. Ohne die Einwilligung Eures Vaters muß ich Euch meine Tochter versagen. Das fordern meine Ehre und die Landesgesetze. Und ich bin unerbittlich streng in allen Dingen, die meine Ehre betreffen.

„Nein, Herr Villard, Ihr werdet ein Paar Herzen, die sich lieben, nicht um den Starrsinn eines calvinischen Predigers, von einander reißen wollen? Ich sag' Euch ehrlich, daß ich keine Hoffnung habe, jemals die Zustimmung meines Vaters zur Ehe mit Eurer Tochter zu erhalten. Aber was bedarf es dessen; ich bin selbstständig und wende mich mit einer Bittschrift an den König, der dann Vaterstelle bei mir versieht.“

Der Alte schüttelte bitter lächelnd den Kopf; sein Sinn schien so hart zu sein, wie das Metall mit dem er stets umging. „Euer Vater würde mich beschuldigen, und alle Calvinisten und viele Katholiken würden es ihm nachsprechen, ich habe Euch verführt und verleitet, von Euerm Vater losgerissen, Euch mein Kind aufgehängt und dergleichen mehr; meine Ehre würde darunter leiden und das könnte mich toll machen.“

Die Unterhaltung hatte einen düstern Charakter angenommen; Lucas brütete oft in Gedanken vor sich hin, und achtete der freundlichen Winke und geflüsterten Tröstungen der Brüder seiner Geliebten

nicht. Da klopfte es an die Thüre, und auf geschehene Einladung des Hausherrn, trat flink und gewandt ein junger Mann herein, der sich in modernen zierlichen Kleidern als eine angenehme Erscheinung zeigte. Indem er sich mit etwas geziertem Anstand gegen die Anwesenden verneigte, rief der Jäger, der seine Augen auf ihn gerichtet hatte: „I Zachée, wo kommst du her? Was willst du hier?“ Und sich zum Herrn und Frau Villard wendend sagte er: „Es ist mein Bruder, der Krystallschneider.“

„Verzeiht mir gütigst,“ sagte der Eingetretene mit einer feinen Stimme und einem süßen Lächeln; „ich komme im Namen meines Vaters, des Pfarrers Jean Lucas Sellier zu Vizille, und mein Auftrag gilt sowohl Euch, werthgeschätzter Herr Villard, als auch dir, mein vielgeliebter Bruder.“

„So laßt denn hören, was Ihr an mich auszurichten habt, junger Herr!“ sprach der Eisenfactor gespannt.

„Mein Vater läßt Euch höflichst grüßen und sagen, er habe seinen ältesten Sohn Lucas mit der Tochter des Kattunfabrikanten Bannegon in Vizille verlobt, er hoffe und wünsche von Euch, als einem allbekannten Ehrenmann, falls Lucas in Euerm Hause Schritte thue, die mit seiner Kindespflicht nicht im Einklang ständen, daß Ihr ihn in solcher

Verirrung nicht unterstützen, sondern vielmehr auf den rechten Weg zurückweisen und ihn zum Gehorsam gegen den Vater wohl ermahnen möget. Er sei zu jedem Gegendienst willig und bereit.“

„Auf diesen höflichen Gruß Eures Vaters, mein Herr Lucas Sellier,“ wandte sich Villard an den Jäger, „muß ich Euch sofort mein Haus ernstlich und streng verbieten. Ihr habt mir verhehlt, daß Euch Euer Vater schon anderweitig verlobt hat, Ihr habt mein Kind in Schmerz und Betrübniß versenkt: das mag Euch Gott vergeben! Jetzt geht und gehorcht Euerm Vater.“

„Ich gehe,“ sagte der Jäger kurz und dumpf, hing seinen Ranzen um, und nahm Hut und Stutzen. „Leb' wohl, Michelle!“ wandte er sich gefaßt zu dem heftig weinenden Mädchen; „wir sehen uns wieder.“ Damit wollte er nach der Thüre.

„Ich habe ja auch einige Worte an dich auszurichten, liebster Bruder,“ stammelte Zachée in großer Verlegenheit über deu seltsamen Auftritt, den seine Gegenwart veranlaßt hatte.

„Und was soll's?“

„Der Vater läßt dich sehr freundlich bitten, sogleich hinüber nach Vizille zu kommen. Auch die Mutter fügt ihre Bitten hinzu, und Beide leben in der festen Ueberzeugung, daß du so liebevoller Einladung deiner Eltern willfahrten werdest.“

„Freundlich bitten — liebevolle Einladung!“ wiederholte der Jäger hohnlachend, „du bist so glatt polirt, wie die Edelsteine, die du schleifst, mein Bruder. Ich kenne unsern Vater besser. Doch auch ohne diese freundlichen Bitten und liebevolle Einladung wäre ich jetzt nach Vizille in's Vaterhaus gegangen. Wenn du willst, kannst du mich begleiten und mir unterwegs erzählen, was für freundliche Geschichten sich diese Tage, die ich nicht dort war, ereignet haben.“ Und den grünen Hut stolz auf den Kopf werfend, ging er hinaus, der Steinschneider aber empfahl sich mit unzähligen Bücklingen, und Entschuldigungen.

Fest und entschlossen schritt Lucas über die Schwelle des Pfarrhauses, zitternd und bebend folgte ihm sein jüngrer Bruder. Zachée hatte im Stillen gehofft und gewünscht, daß die Sache ganz anders werden würde. Lucas werde nicht mitgehen, der Eisenfactor ihn nicht so fortschicken, Michelle ihn nicht losgeben, hatte er gemeint. Vielleicht hatte er sogar Ursache, des Bruders Gegenwart zu scheuen, wenigstens glaubte Lucas aus den umschweifigen Reden und Vorkehrungen Zachée's so etwas entnehmen zu dürfen.

Die Mutter stand in der Hausflur, eilte freu-

digen Angesichts auf den Jäger zu, und sagte: „Gott sei Dank, daß du kommst! Das ist recht und brav von Dir, daß du gehorchen willst. Nun höre nur die Vorwürfe des Vaters ruhig an, und antworte ihm nichts. Du kennst ihn ja. Fasse dich in Allem kurz und widersprich nicht.“

„Ich werde mich sehr kurz fassen, und habe nur wenig mit dem Vater zu reden,“ versetzte Lucas und trat in die Stube. Verwundert über den Ton, womit er das gesagt, sah ihm die Mutter nach, und ging dann besorgt, um von der Kammer aus die Unterredung zu behorchen.

Der Pfarrer saß im vollen Amtsornat in seinem großen Lehnstuhl. Die freudehassenden Lehren seines Glaubens schienen das Gepräge des finstern Ernstes in seinem Gesichte versteinert zu haben. Sein Auge hatte jenen starren Ausdruck des düstern Fanatismus, den man an den bittern Feinden der römischen Kirche oft wahrnimmt. Bei'm Eintritt des Sohnes regte sich nichts in den harten Zügen des Greises.

„Ihr habt mich herbeschieden, um mit mir zu reden,“ begann der Sohn, den das Schweigen des Vaters verdroß.

„Redest du deinen Vater nicht mit mehr Ehrerbietung an?“ fuhr der Pfarrer empor.

„Die Ehrerbietung gegen Euch ist in mein Herz verwachsen; noch nie hab' ich sie Euch versagt und

könnte es nicht. In meinen Worten lag nichts Unehrerbietiges. Ich wollte Euch bloß fragen, was Ihr mir zu sagen hättet?"

„Ich habe eine einzige Frage an dich zu thun."

„Wahrlich auch ich wollte nur eine einzige an Euch richten."

„Willst du Sara Bannegon heirathen?"

„Nein, weil ich sie nicht liebe. Ich liebe die Tochter des Eisenfactors zu le Bourg d'Oyssans, und werde zärtlich von ihr wiedergeliebt. Sie will ich heirathen und keine andere. Wollt Ihr Eure väterliche Einwilligung zu diesem Ehebündniß geben?"

„Nein! Mit der Katholischen! Mit einem Kinde des Belial! Mit einer Anhängerin des römischen Antichrist: Nein! Bei Gottes Allmacht, nein!" schrie der Pfarrer entrüstet.

„Ich bitt' Euch darum. Ihr werdet mich sonst unglücklich machen," flehete der Sohn mit weicher Stimme.

„Kein Wort mehr, Bastard! Du kannst nicht mein Sohn sein!" wüthete der Pfarrer, dessen Gesicht von Zornesflamme glühete. „Mein letztes Wort: willst du Sarotte zum Eheweib nehmen? Oder ich stoße dich aus meinem Hause, aus meinem Herzen, ich enterbe dich; du darfst mir nie mehr vor die Augen kommen."

„Lebt wohl!“ sagte Lucas und wandte sich zur Thüre.

„Mann! Mann!“ schrie die Mutter und stürzte in die Stube.

„Schweig, Weib!“ versetzte der Pfarrer, er ist verstoßen, der Undankbare! Mag er hingehen, seinem Glauben abschwören und die Katholische heirathen. Ich fluche ihm und seiner Ehe!“

Vom Fluche gepeitscht, rasete der Jäger fort; sein Pfad verlor sich in den Wäldern des Gebirges. Nicht ein Mal sah er sich wieder nach dem Thale um. —

„Zachée! Zachée, mein Sohn!“ rief der Pfarrer hinaus, und der Krystallschleifer trat mit freundlich lächelnden Mienen herein, obgleich ihm das Herz vor Furcht zitterte. „Was befehlt Ihr, mein gütiger Vater?“ wisperte seine zarte Stimme.

„Mein Sohn, ich habe Herrn Bannegon mein Wort gegeben, daß unsre Kinder sich heirathen sollen. Ein ehrlicher Mann, vorzüglich ein Pfarrer der reinen Lehre Christi muß unter allen Umständen sein Wort halten. Luc hat sein Glück mit Füßen von sich gestoßen, dafür ist er mein Sohn gewesen. Ich befehle nun dir, dich mit Sarotte zu verbinden und noch heute zu verloben.“

„Ihr wißt, daß ich stets zu gehorchen gewohnt bin.“

„Du bist ein braves Kind und machst deinen Eltern Freude. Du sollst dafür auch der Erbe aller unsrer Güter werden. Sarotte erbt als einzige Tochter ein großes Vermögen; du wirst Besitzer der neuen Kattunfabrik und ein steinreicher Mann. Nicht wahr das gefällt dir?“

Zachée rieb sich vergnügt die Hände.

„Aber er hat ja der Schloßgärtnerstochter die Ehe versprochen,“ erinnerte die Mutter.

„Ich werde das Mägdlein zu mir kommen lassen und sie mit einem Stück Geld abfinden,“ beschwichtigte sie der Pfarrer. „Es war schon unklug von dir, Zachée, dich mit der Marie einzulassen, aber sie ist fromm und gut und hatte Wohlgefallen vor meinen Augen gefunden. Ich hätte nichts gegen deine eheliche Verbindung mit ihr gehabt. So aber muß Gottes Wille geschehen und des Menschen Wille schweigend zurückweichen.“

Und in das Haus des Kattunfabrikanten sich verfügend, machte der Pfarrer denselben mit den Ereignissen in seinem Hause bekannt. Die Väter waren bald übereingekommen, den Steinschneider für den Jäger zu nehmen und Sarotte, ein zimpferliches, verzognes, einziges Töchterchen reicher hochmüthiger Eltern, war es nach einigen Ziereteien auch zufrieden. Wie man verabredet hatte, so geschah es: es wurde den Sonntag Nachmittag wirklich Verlobung

in Bonnegon's Hause gehalten; aber es war eine traurige Feierlichkeit.

Nachdem Ludwig XIV., König von Frankreich, seine Jugend und sein Mannesalter in entehrenden Wollüsten verpraßt hatte, wurde er durch die Bemühungen eines schlauen Weibes, das sich ihm unentbehrlich gemacht hatte, zum Frömmler bekehrt. Das von der Frau von Maintenon allein begonnene Werk halfen ihr des Königs Beichtvater, der Jesuit Lachaise, der Kanzler Letellier, der Minister Louvois und Andre vollenden. Das Resultat dieser Bekehrung war des Königs Wahn: er thue ein gottgefälliges Werk, wenn er die Hugenotten in Frankreich in den Schoos der katholischen Kirche zurückführe. Um schneller und sichrer zum Ziele zu kommen, schickte man große Haufen bewaffneter Dragoner in die südlichen Provinzen, vorzüglich in die Dauphiné, wo die meisten Protestanten lebten, die von den Städten aus, wo sie ihre Hauptniederlage hatten, das ganze Land durchzogen, die hugenottischen Kirchen verschlossen, und die Bekenner des Calvinismus mit dem Schwerte zu bekehren suchten. Zu jedem Hugenotten wurden zwei, drei und mehr Dragoner in's Quartier gelegt und angewiesen, ihren Wirth durch alle mögliche Drangsale zum Uebertritt zu bringen.

Grenoble, wo der Calvinismus besonders blühte, hatte ein ganzes Regiment bekehrender Dragoner erhalten, die ihrem Geschäfte mit dem heillosen Eifer des rohen Fanatismus oblagen. Der Schrecken eilte vor ihnen her in die friedlichen Thäler, und bald sah man in den reichen Marktflecken und Dörfern, in denen Friede, Fleiß, Moralität und jegliche Bürgertugend in bescheidener Ruhe und glücklicher Eintracht gewohnt hatten, empörende Scenen roher Gewalt, von frommer Glaubenstreue, muthigem Widerstand und himmelschreiender Verzweiflung auf der einen Seite, von wilder Lust und fanatischer Tollheit auf der andern hervorgerufen. Hier beseelte der Machtbefehl eines bethörten, frömmelnden, abgestumpften Königs die Reihen der Soldaten, dort der bedrohte Glaube die Haufen der Landleute.

Auch Vizille, ein angesehener blühender Marktflecken, hatte bald ein gleiches Schicksal erfahren. Eine Compagnie der Dragoner legte sich dort ein, bedeutete dem Pfarrer Sellier nachdrücklich, daß er überflüssig sei und daß man sich seiner Auswanderung nicht widersetzen werde; die Kirche wurde geschlossen und mit Dragonern besetzt, und in den einzelnen Häusern begann der unselige Streit. Durch Zufall war der Sonntag, an welchem der strenge Pfarrer seinen ältern Sohn verstoßen und den jüngern zu einem Treubruche verleitet hatte, der letzte gewesen,

an welchem Gottesdienst hatte gehalten werden können. Schon Sonntags darauf war die Kirche verschlossen, und unbeschreiblicher Jammer erfüllte den Ort. Ja, was noch auffallender war, schon am Montag nach jenem verhängnißvollen Tage war das Gerücht der nahenden Gefahr nach Vizille gedrungen; von Tag zu Tag hatte Angst und Besorgniß die Herzen gemartert, bis die Soldaten eingerückt und die friedlichen, bangen Einwohner mit roher Ungebühr in ungeheuern Schrecken versetzt hatten. Die Frau des Pfarrers sah diesen Umstand für eine gerechte Fügung Gottes an, womit er die unväterliche Handlung ihres Mannes bestrafe. „Die Züchtigung,“ seufzte sie oft, „folgt der Unthat auf dem Fuße.“ Der Pfarrer sah ihre ihn anklagenden Thränen, aber sein Herz wurde davon nicht erweicht; er hatte ja seiner Ueberzeugung nach in Gottes Sinn und zu seiner Ehre gehandelt. Aber seit jenem Tage lag ein bleierner Trübsinn, eine geistige Unbehaglichkeit, wie ein giftiger Nebel, auf dem Hause. Diese gereizte, bittere Stimmung wurde durch tägliche Greuelthaten der Dragoner vermehrt, aber durch einen, die Familie zunächst betreffenden Umstand auf die höchste Stufe geführt. Der Pfarrer hatte nämlich der Geliebten seines jüngern Sohnes, der Tochter des Schloßgärtners, Marie, mehre Male sagen lassen, daß sie sich zu ihm in das Pfarrhaus verfügen möchte;

aber das Mädchen hatte nicht Folge geleistet und überhaupt nichts von sich hören und sehen lassen. Die schrecklichen Vorfälle im Orte, die das einförmige Leben aus seinem gewohnten Gange herausrissen, und vor Allem den Kopf des glaubenseifrigen Pfarrers bestürmten, hatten die Widersetzlichkeit der Gärtnerstochter, die ihn sonst empört und zu Gewaltschritten verleitet haben würde, seiner Aufmerksamkeit entrückt; da drang eines Tags die Kunde in das Pfarrhaus, der alte Gärtner sei, weil er nicht habe katholisch werden wollen, seiner Stelle entsetzt und mit seiner Tochter vom Schlosse verjagt worden; die Dragoner hätten ihn noch obendrein so unbarmherzig geschlagen, daß er krank und elend am Ufer des Flusses vor dem Orte liege und sein letztes Stündlein erwarte. Die Pflicht des Pfarrers gebot ihm, dem kranken, sterbenden Manne ungesäumt mit geistlichem Troste beizuspringen, und wo es den Dienst seines Amtes galt, pflegte Sellier mit der größten Gewissenhaftigkeit pünktlich zu sein. Er machte sich also unverzüglich auf den Weg, unbekümmert um den Hohn und die Verwünschungen der ihm begegnenden Soldaten. Der regnerige, unfreundliche Tag neigte sich bereits seinem Ende zu, als er an der Stelle ankam, wo der mißhandelte Greis lag. Unter einer Linde, die ihn vor dem Regen schützen sollte, auf den harten Boden hingestreckt, wurde sein blutiges

Haupt von der Hand seiner neben ihm knieenden Tochter unterstützt. Der strömende Regen hatte ihn erst durchnäßt, eh' es der schwachen Kraft seines Kindes gelungen war, ihn unter den Baum zu schleppen; der Wind, der vom Gebirge herab durch das Thal pfiff, wühlte in seinen grauen Locken; Frost schüttelte seine Gebeine, und vergebens hatte Marie sich fast entkleidet, um ihn einzuhüllen und zu wärmen. Als der Pfarrer mit einem salbungsvollen Spruche hinzutrat, wandte sich das Mädchen, und stieß, ihn erkennend, einen schmerzlichen Schrei aus. Noch konnte er ihr bleiches, abgehärmtes Gesicht sehen, aus dem die lachende Blüthe der Gesundheit, die ihre ländlichen Reize erst erhöht hatte, vertilgt war.

„Marie," sagte er, „warum bist du nicht zu mir gekommen?"

„Was soll ich noch bei Euch?" fragte sie langsam und schwer betont, indem sie ihr Auge mit dem schmerzlichen Ausdrucke des Vorwurfs zu ihm empor hob. Der Pfarrer aber verstand weder Ton noch Blick und sagte: „Ich wollte mich mit dir abfinden von wegen meines Sohnes."

„Abfinden?" fragte das Mädchen mit staunender Entrüstung, und mit spottendem Stolze setzte sie bitter lachend hinzu: „Ich bin schon abgefunden. Das Unglück hat bereits Euere Stelle versehen,

Herr Pfarrer, und ich glaube, besser als Ihr. Seht, ein schmucker Gärtnerbursch, Gérard aus Savoyen, nicht weit von hier, der bei meinem Vater gelernt und in seiner Heimath jetzt sein gutes Auskommen hat, liebte mich treu und innig, und auch ich war ihm gewogen. Als er fürstlicher Gärtner geworden war, hatte er meinem Vater die Stelle neben sich verschafft, und dieser, dem's hier schon lange nicht mehr gefallen, wünschte sehr, daß ich dem braven Gérard meine Hand reiche und wir zusammen hinüberzögen. Da hatten mich aber die glatten Worte Euers Sohnes schon bethört. Ich schlug den Gérard aus, und mein Vater grämte sich, daß er hier bleiben mußte. Dadurch bin ich zur Mörderin meines Vaters geworden. Der Gérard hat jetzt ein glückliches Weib, das könnte ich sein; mein Vater lebte dort ruhig und zufrieden. Hier stirbt er arm und obdachlos. Sagt selbst, Herr Pfarrer, ob ich nicht bestens abgefunden bin?"

Der würdige Herr machte zu diesen Reden ein ziemlich einfältiges Gesicht, und wandte sich, da er nichts darauf zu antworten wußte, mit seinem Bibelsprüchen und Tröstungen an den sterbenden Mann.

Unterdessen waren aber mehre Dragoner, die von der Absicht des Pfarrers, eine geistliche Function ausüben zu wollen, gehört hatten, diesem nachgeeilt, und traten herbei, um ihn mit Wort und That

daran zu hindern. Sellier kehrte sich nicht an ihre Verbote, sondern fuhr ruhig fort, dem Sterbenden zuzusprechen; da zog ein bei den Soldaten sich befindender Officier den Säbel und schlug den Pfarrer unter gemeinen Schimpfreden mit der flachen Klinge mehrmals über Kopf und Rücken. In demselben Augenblick blitzte es am gegenüberliegenden Ufer des Flusses im Gebüsche auf, ein Schuß nahm die Aufmerksamkeit der Dragoner einen Augenblick in Anspruch; denn schon im nächsten sahen sie ihren Officier mit zerschmettertem Kopfe zu ihren Füßen liegen. Kaum hatten sie sich bestürzt umgesehen, als schon ein zweiter Schuß ihre Reihe wieder um einen Mann lichtete, und als sie schon zur Flucht sich gewandt, stürzte noch ein Dritter. Der Pfarrer konnte nun ungestört bei'm Gärtner ausharren, bis dieser den Geist aufgegeben hatte. Marie bedeckte den erkalteten Mund ihres Vaters mit Küssen, riß sich dann, ohne eine Thräne zu vergießen, los, und verschwand in der Nacht. Vergebens rief ihr der Pfarrer nach; er mußte allein nach Hause zurückkehren.

Als in der Frühe des andern Morgens Zachée Sellier, der Steinschleifer, das Rad seiner Schleifkoie, die auf der anden Seite des Fleckens, an der Romanche lag, anlassen wollte, trieb die zuströmende Fluth einen Leichnam in die Rinne des Rades. Er

sprang hinzu, zog ihn heraus und erkannte die halbnackte Marie.

So hitzköpfig und unbeugsam auch der Pfarrer Sellier in seiner Familie und seiner Gemeinde war, so sehr fehlte es ihm doch, der überlegenen Gewalt gegenüber, an persönlichem Muth, und er versuchte nicht, sich den Soldaten thätlich zu widersetzen, oder die calvinischen Einwohner Vizille's und der Umgegend gegen sie aufzureizen; nur wenn er hörte, daß sich Jemand auf die Liste der Bekehrten hatte setzen und zur Messe treiben lassen, entflammte sein Zorn und würde ihn alsdann gewiß ein Mal zu einer Unbesonnenheit verleitet haben, worauf der Chef der Compagnie nur zu warten schien, um ihn festnehmen zu lassen, wenn nicht Marie's gewaltsamer, von ihr selbst gesuchter, Tod einen fast lähmenden Einfluß auf sein ganzes Wesen ausgeübt hätte. Seit jenem Tage war er weit ruhiger als sonst; man sah ihn fast immer in sich gekehrt und in Gedanken versenkt; die vorwurfsvollen Thränen und Blicke seiner Frau schienen sich allmälig einen Weg zu seinem Herzen gebahnt zu haben, und die starre Härte desselben zu erweichen. Dazu kam, daß die Wege des Pfarrers ein Genius zu umschweben schien, der ihn aus jeder drohenden Gefahr rettete. Es war von den Dragonern beschlossen worden, das calvinische Leichen-

begängniß des alten Gärtners mit Gewalt zu hindern, und der Chef der Compagnie hatte bereits den Befehl dazu gegeben; der Pfarrer seinerseits sich auch gerüstet, eine kräftige Rede am Grabe des unglücklichen Mannes zu halten, und man sah voraus, daß es zu Thätlichkeiten kommen würde, bei denen der schwache Geistliche den Kürzern ziehen müsse, als in der Nacht noch ein Dragoner mit dem strengen Befehl des Obersten von Grenoble ankam, daß die Compagnie mit der ersten Tageshelle aufbrechen und nach Alleward marschiren solle. Der Rittmeister gehorchte, und der Gärtner wurde ruhig begraben; der Pfarrer donnerte ungehindert seine kräftige Rede, die ihm im Beisein der Dragoner wahrscheinlich selbst den Tod zugezogen haben würde. Aber schon am folgenden Tage ergab es sich, daß der Rittmeister getäuscht worden und der Befehl falsch war; die Compagnie kehrte mit erhöhter Wuth nach Vizille zurück. Ein ander Mal ging der Pfarrer Abends von einem benachbarten Dorfe heim, wo er heimlich ein Kind getauft hatte; auf dem Wege begegneten ihm mehre Dragoner an einer Stelle, wo derselbe am abschüssigen Ufer der Romanche hinführte. Sie schienen ihm entgegen geschickt zu sein; denn kaum hatten sie ihn erkannt, als sie ihn mit den unwürdigsten Schimpfworten belegten und in das Wasser hinabzustürzen drohten. Aber kaum hatte einer der

schlimmen Gesellen Hand an ihn gelegt, und der Pfarrer sich zur Wehr gesetzt, als plötzlich unter dem Ufer ein verhüllter Mann auftauchte, den Soldaten von hinten faßte, mit kräftigem Arm in den Fluß hinabschleuderte, einem Zweiten einen Messerstich versetzte, daß er schreiend zusammenbrach, und einen Dritten, der mit den Uebrigen floh, mit einem Pistolenschuß erlegte; dann aber eben so schnell selbst wieder im Gebüsch des Ufers verschwunden war.

Der Pfarrer schien zu ahnen, wer dieser sein Beschützer sei; aber er wagte seiner Frau den Namen desselben nicht zu nennen; inzwischen fanden ihre laut gewordenen Anklagen, daß das sie betroffene Unglück eine Strafe seiner grausamen Strenge sei, immer mehr Eingang bei ihm. Tagelang saß er brütend in seiner Stube, und war schon mehrmals im Begriff, das Instrument, worin er seinen ältesten Sohn enterbt, wieder vom Gerichte zurückzunehmen, bis die Angelegenheit, über die zu reden sich beide Ehegatten gescheut, endlich ein Mal doch zwischen ihnen zur Sprache kam. Sellier erfuhr, daß seine Frau im Geheimen Nachforschungen nach Lucas angestellt hatte; aber er war nicht in die Försterei, in welcher er als Jagdgeselle gestanden, zurückgekehrt; nur in der Nähe von le Bourg d'Oyssans war er in einem verwilderten Zustande gesehen worden.

„Sein Herz hängt, wie es scheint, unzertrennlich

an des Eisenfactors Tochter," setzte die Mutter weinend hinzu, „und der Arme darf sich auch dort nicht im Hause sehen lassen, so wenig, wie bei uns; der Eisenfactor hat es ihm streng verboten, und er ist hier und dort verstoßen."

„Wenn das Mädchen von der papistischen Abgötterei ließe," sagte der Pfarrer, „ich wollte ja mit Freuden meinen Segen zu ihrem Bunde geben; aber eine Katholische kann nun und nimmermehr meine Tochter werden. Lieber laß den Leib verderben, als die Seele sterben. — Sieh, seit dem Tode der Marie," fuhr er in einem sanften, vertraulichen Tone fort, den die Frau nicht an ihm gewohnt war, „haben sich Gedanken allerlei Art in mein Herz geschlichen. Durch ihren Selbstmord ist dem Himmel eine Seele verloren gegangen, und — ich muß es als ein reuiger Sünder bekennen — ich trage einen Theil der großen Schuld. Wie, wenn ich dem Himmel dafür wieder eine Seele gewinnen und zuführen, und dadurch zugleich Luc's Glück begründen könnte!"

„Du meinst, wenn du die Eisenfactors-Tochter zu unserm reinen Glauben bekehrtest?"

„Freilich meine ich das. Wenn sie nicht schon eine Neigung zum wahren Lichte der Religion in sich hätte, würde sie da den Jungen lieben? Es ist meine Pflicht, Frau, daß ich mich zu ihr wende,

nnd ihr jenes göttliche Licht leuchten lasse. Gelingt es mir — und Gott wird mir seine Gnade zu diesem ihm wohlgefälligen Werke nicht versagen — so ist nicht nur meine Schuld an Marie's Tod getilgt, sondern wir söhnen uns dadurch wieder mit Luc aus und verhelfen ihm zu seinem Glücke. Und gibt Gott dem verstockten Könige nicht bald Einsicht und Erleuchtung, so daß diese Zeit der argen Noth noch länger dauern sollte, so wandern wir gleich andern unsrer Brüder nach der Schweiz aus, Zachée mit seiner Frau und ihren Eltern, Luc mit seiner Frau und wir, und Alles kann noch gut und glücklich gehen."

„Den Gedanken hat dir Gott in's Herz gegeben, Lucas!" rief die Frau freudig aus. „Eile, eile, ihn auszuführen! Der Herr gibt seinen Segen dazu."

Und lange besprachen die Ehegatten die Mittel und Wege dieser Ausführung.

Wenn die Nacht aus den Thälern die Berge hinauf stieg, dann stieg ein bleicher Jägersmann von den Bergen in die Thäler hinab, abwechselnd in das, worin le Bourg d'Oyssans, und in das, worin Vizille liegt. Seine Kleider waren nicht die mehr von sonst, vielmehr trug er das graue Wamms

eines savoyischen Hirten; von seinem alten, unscheinbaren Hute schwankte keine Feder mehr, er hatte sich alles fröhlichen Jägerschmuckes abgethan; Bart und Haupthaare waren ihm lang gewachsen und hingen verwirrt um Lippen und Kinn, um Scheitel und Nacken. Sein Aeußeres war verwildert, nicht so sein Herz. Obgleich von namenlosem Schmerze zerrissen, schlug es immer warm der Liebe, der Treue, der Freundschaft. Von Antoin, einem der Brüder Michelle's, sowohl mit Lebensmitteln versehen, als auch in den Stand gesetzt, das geliebte Mädchen an bestimmten Orten heimlich zu sprechen, widmete er doch nicht ihr allein die sichern Abendstunden; oft war es nur ein Kuß, ein Händedruck, ein liebes Wort, was er ihr überbrachte; oft sah er ihr nur in die treuen Augen, und dann riß er sich wieder los, und strich unerkannt und wohl bewandert mit den geheimen Pfaden am Ufer der Flüsse, durch Busch und Wald, durch die Thäler, an den Bergabhängen; sein scharfes Auge spähete durch Dämmrung und Nacht auf den Wegen und Straßen umher, und haftete oft an dem hohen weißen Pfarrhause und beobachtete die Thüre, wer da ein- und ausgehe. Zwei Pistolen und ein scharfes Messer in seinem Leibgurt versteckt, und sein trefflicher Stutzer dienten ihm gut gegen die ruchlose Niederträchtigkeit der Dragoner, und so war es ihm

gelungen, nicht nur seinen Vater zu schützen und an ihm begangne Unbill zu rächen, sondern auch andre protestantische Bewohner der Thäler durch eine sicher treffende Kugel oder das scharfe Messer von ihren unmenschlichen Drängern zu befreien. Von den frommen Leuten für einen Schutzgeist gehalten, war er selbst von einer höhern Macht beschützt worden, und allen Gefahren sicher entronnen. Nach einigen Wochen führte er den Krieg gegen die königliche Gewalt schon nicht mehr allein; rüstige Männer und Jünglinge, die sich den Dragonern widersetzt und im gerechten Zorn einen oder mehre derselben mißhandelt hatten, dann aus Furcht, oder der Uebermacht weichend, in die Gebirge geflohen waren, trafen mit dem einsamen Jäger zusammen; er wußte ihnen durch den Förster, bei welchem er als Gehülfe gestanden, Gewehre, Pulver und Blei zu verschaffen; bald beseelte sie sein Geist, und ihre feste Hand decimirte die Bekehrer und kühlte den Eifer derselben ab. Dieser erfolgreiche Widerstand reizte den Kanzler Letellier zur Wuth; mit neuem gewaltigen Schrecken ging die Kunde durch die Thäler, daß noch drei Mal mehr Soldaten kommen und Alles niedermachen sollten, was nicht sogleich die Messe hörte. Diese Gerüchte veranlaßten Hunderte von Familien zur Auswandrung. Aber nun langte auch der strenge Befehl von Paris an, die

Grenze scharf mit Soldaten zu besetzen und Niemand passiren zu lassen. Dieses Machtgebot wurde nur zu pünktlich ausgeführt. Auf allen Gebirgswegen und Pässen lagerten Tag und Nacht zahlreiche Pikets, die Jeden mit Hohn und Spott und den entgegen gehaltenen Waffen zurückwiesen, der nach Savoyen oder der Schweiz wollte. Eine jammervolle Verzweiflung erfaßte die friedlichen Thalbewohner. Da vermehrte sich schnell die Genossenschaft Lucas Sellier's, der Freunden und Feinden unter dem Namen des wilden Jägers bekannt war. Nur wenige vertraute Freunde kannten seinen wahren Namen und seine Verhältnisse und diese beobachteten darüber die tiefste Verschwiegenheit. Die Schaar des wilden Jägers zählte bald über hundert Köpfe und hatte ihr Lager in einer sonst nur den Jägern bekannten Höhle des engen düstern Romanchethales. Sobald sie von der Absicht eines Haufens von Thalbewohnern auszuwandern, unterrichtet worden waren, erkundigten sie sich nach dem Wege, welchen diese Leute zu nehmen und zu welcher Zeit sie aufzubrechen gedachten, dann vertheilten sie sich und überfielen die Wachtposten auf dem bezeichneten Wege von verschiednen Seiten, von oben herab, von unten herauf, und wichen nicht eher von der Stelle, bis der Weg frei und der Haufe der Auswandrer glücklich über die Grenze war. Auf diese Art kamen Tausende

glücklich hinüber. Der bloße Name des wilden Jägers war ein Schrecken der Dragoner, aber keiner ahnete, daß dieser Unnahbare, den der Aberglaube der Zeit für ein höhres Wesen hielt, und von dessen übernatürlicher Macht man sich die wunderbarsten Geschichten erzählte, mit dem verstoßnen und verschollenen Sohne des hugenottischen Pfarrers zu Vizille einerlei Person war. Selbst Michelle und ihre Brüder wußten es nicht, und oft bestürmten ihn die Harmlosen, ob er den blutigen, wilden Jäger nicht kenne, dessen Stutzer, von einem bösen Zaubrer gefeit, niemals fehle, der selbst zaubre, und mit dem Blick seines Auges tödte; und er hatte Noth, ihren Fragen geschickt auszuweichen. So oft er konnte, umarmte er seine Michelle in der Laube des Berggartens oder auf dem hohen Felsensitz, und ihr Bruder Antoin war der Schutzgeist ihrer Liebe. Dann ruhete sein kummervolles Haupt auf des Mädchens Brust, dann küßte sie ihm die bleiche Wange auf Minuten wieder roth, dann vergaß er unter ihrem herzigen Gekose, daß er der verstoßne unstäte Jäger war, ohne Heimath und Vaterhaus, der wilde grausige Jäger auf Menschen; war doch ihr Herz ihm Heimath und Vaterhaus geworden, erreichte ihn hier doch nicht der arge fanatische Streit.

Eines Abends überraschte ihn Michelle mit der Nachricht, daß von seinen Eltern eine Botschaft

heimlich an sie gelangt sei mit der Bitte, sie möchte bald nach Vizille hinüber in das Pfarrhaus kommen, indem der alte Herr Nothwendiges mit ihr zu reden habe.

„Endlich“, sagte das liebende Mädchen froh und glücklich, „endlich ist seine Strenge gebrochen; die Unfälle der letzeen Zeit haben ihn gedehmüthigt, den stolzen, zelotischen Mann, und den Entschluß in ihm erweckt, seine Einwilligung zu unsrer Verbindung nicht länger zu versagen.“

Lucas schüttelte das Haupt wehmüthig; es war ihm zu Sinn, als könne er Michelle's schönen Glauben nicht theilen. „Warum aber“, entgegnete er, „wenden sie sich nicht an mich?“ –

„Wie können sie das, da sie wohl wissen werden, daß du, unstät und flüchtig, für ihre Botschaft unerreichbar bist? Sie ahnen wohl, daß wir uns noch heimlich sehen und sprechen und daß ihr Wort am sichersten zu dir gelangt, wenn sie es mir auftragen.“

„Geh' in Gottes Namen, und der Herr wolle, daß es so ist, wie dein reines Gemüth glaubt!“ —

Am andern Tage wußte Michelle eine schickliche Ursache zu einem Wege über Land aufzufinden, und ging über die Berge, von Antoine begleitet. Dieser blieb in Vizille im Wirthshause zurück, während Michelle sich mit hochklopfendem Herzen in's Pfarrhaus verfügte. Dicht hinter den beiden Wandrern

hatte ein junger Soldat im Offiziersrocke, die Wirthsstube betreten, fast schien es, mit der Absicht auf das Geschwisterpaar, auf dessen schönre Hälfte seine Augen lüstern und begehrlich hingen. Mit kurzen Schritten, mehr hüpfend als gehend, maß er die Stube, musterte an seinem Anzuge, zog einen kleinen Spiegel aus der Tasche und zupfte rechts und links an der zierlichen Lockenperücke, die keck und puderwichtig auf seinem spitzen Kopfe saß, für die Geschwister Villard ein seltner Anblick, eben so an seinen Manchetten, die ungebührlich lang herabhingen, und breitete mit wohlgefälligem Lächeln die langen schön gestickten Zipfel seines Halstuches von einander. Dazwischen suchten seine süßlächelnden Augen Michelle, auf die er's offenbar abgesehen hatte. Sobald das Mädchen fort war, setzte sich der militärische Petitmaitre Antoine gegenüber und forderte mit gebieterischem Tone eine Flasche Seyssuel, der beste und feurigste Wein jener Gegend, der sich durch einen herrlichen Veilchengeruch auszeichnet. Mit einem: „Welcher des Lands?“ rückte er dem unbefangnen Burschen näher, der denn auch mit gehörigem Respect vor dem vornehmen Wesen des Soldaten, treuherzig beichtete. Als die Flasche kam, bestellte der Offizier ein zweites Glas, und bot Antoine das gefüllte mit den Worten: „Ihr seid doch ein guter Katholik?“

„Gelobt sei Jesus Christ!“ versetzte dieser, und nahm geschmeichelt das Glas; denn er hatte gehört, daß sein Gegenüber von der demüthigen Wirthsfamilie Herr Rittmeister titulirt worden war. Bald stand eine zweite Flasche auf dem Tische und Antoine's Offenherzigkeit, durch das Feuer des Weins zum Fluß gebracht, beantwortete des Rittmeisters zudringliche Fragen mit umständlicher Ausführlichkeit. Als Michelle nach einer Stunde zurückkam, blieb dem Offizier über ihre Liebesverhältnisse nichts mehr zu erfahren übrig. Das verstörte Wesen des Mädchens, die Blässe ihres Gesichts, ihr verweintes Auge fielen dem aufmerksamen Soldaten zuerst auf; er nahte sich der Reizenden mit einem Strom süßer Worte und erkundigte sich mit theilnehmender Freundlichkeit und gewandter Zuvorkommenheit nach der Ursache ihres Kummers. Das Mädchen maß den fremden, geputzten Mann mit staunenden Blicken, ohne ihm zu antworten.

„Du kannst es dem Herrn Rittmeister immerhin erzählen“, redete ihr Antoine zu, „er ist uns gar freundlich gesinnt und fühlt mit deinem Schicksal großes Mitleid.“

Der Rittmeister sagte ihr mit neuen, einschmeichelnden, verbindlichen Redensarten, daß er durch ihren Bruder mit ihren bösen Lebenserfahrungen bereits bekannt und dadurch so gerührt worden sei,

daß er sie nicht anders als mit den Augen eines Freundes betrachten könne und sie dringend ersuche, ihn so zu nehmen, wie er sich gäbe. Es war unmöglich, dem freundlichen; einnehmenden Betragen des Rittmeisters, das durchaus nicht widrig wurde, ein andres entgegen zu setzen, und Antoine bestürmte ihre Schwester, ohne Umstände zu entdecken, was ihr im Pfarrhause Betrübendes widerfahren sei, das sie so verwandelt habe. Michelle erklärte, daß sie hier im Wirthshause nichts erzählen werde; worauf sich der Rittmeister entschloß, das Pärchen zu begleiten. Mit zuvorkommender Artigkeit bot er dem liebenswürdigen Kinde seinen Arm, um sie bei'm Steigen über den Berg zu unterstützen, und nannte sie seine kleine liebe Freundin, während er den entzückten Antoine mit dem Namen seines Freundes beehrte. Nun half ihr kein längres Widerstreben, sie mußte mit der Sprache heraus, und die beiden Zuhörer erfuhren zu ihrem Erstaunen, daß der Pfarrer Sellier sie zum calvinischen Glauben habe bekehren wollen, und daß er nur unter dieser Bedingung die Einwilligung zu ihrer Eheverbindung mit seinem Sohne geben und diesen wieder zu Gnaden annehmen werde. Antoine brach in wilde Verwünschungen des Pfarrers aus, der Rittmeister lächelte fein dazu, sprach mißbilligend aber doch schonend über die Sache, und vermochte das weinende Mäd-

chen ausführlich zu erzählen, wie sie der Pfarrer behandelt und zu überreden gesucht, und wie sie endlich in Angst und Verzweiflung sich losgerissen habe. Antoine's Wuth, vom Geiste des Weins unterstützt, kannte keine Grenzen; der Rittmeister wußte sich dem bedrängten Mädchen durch sein besonnenes, sanftes Wesen angenehmer zu machen. Erst kurz vor le Bourg d'Oyssans verabschiedete sich der neue Bekannte, von Antoine dringend eingeladen, ihn in seines Vaters Hause zu besuchen, nachdem er diesen von dem neugeschlossnen Freundschaftsbunde unterrichtet habe. Von Michelle war des Rittmeisters Abschied zärtlich; er küßte ihre Hand mit Feuer, doch ihr tiefer Kummer bemerkte es nicht.

In trüber Befangenheit vergingen Michelle ein paar Tage, bis Lucas wieder aus seinem Versteck herab kam. Ihm klagte sie das arge Leid der Täuschung und er lachte bitter dazu.

„Ich ahnte es wohl", sagte er; „ich kenne ihn, den Alten. Gott vergeb' ihm die Sünde! Er hat ja den festen Glauben, daß er auf Gottes Wegen wandle. Mich müßte Alles trügen, wenn er diesen gefaßten Plan so leicht wieder aufgäbe." —

Auch hierin hatte Lucas recht. Eines Abends beschied sie ein kleiner Junge, der es abgepaßt hatte,

sie allein zu sprechen, auf die sogenannte Platte, einem, mit Bäumen besetzten schönen Platze auf einem Felsen über dem Dorfe. Sie ging in der Meinung, Lucas warte ihrer dort, und fand zu ihrer Bestürzung seinen Vater im schlichten Rocke, ziemlich unkenntlich, der sogleich mit der unfreundlichen Beredsamkeit Calvin's seine Bekehrungsversuche mit ihr begann, und sie beschwor, die papistischen Irrthümer abzulegen und das reine Kleid des Glaubens anzuziehen, damit sie zeitlich und ewig glücklich werde. Schon fing er an, ihr, die er an der Hand fest hielt, die freudelosen Lehren seiner Kirche vorzutragen, als plötzlich hinter den Bäumen hervor zwei Männer stürzten und den eifrigen Pfarrer mit Prügeln anfielen. Michelle erkannte ihre Brüder in ihnen, und warf sich schreiend zwischen sie und den alten Mann, den sie auf diese Weise vor Mißhandlungen schützte und zur Flucht vermochte. Ihr Flehen hielt die erbosten Jünglinge zurück, den Pfarrer zu verfolgen; doch sandten sie ihm noch manche Verwünschungen nach. Dieser Vorfall konnte nicht im Hause verschwiegen bleiben und der Eisenfactor war über Sellier's Frechheit sehr erbittert.

Es dauerte nicht lange, so stellte sich der junge Rittmeister mit einer neuen Uniform in der Eisenfactorei zu le Bourg d'Oyssans ein, nannte sich als

Baron d'Hausset, und gewann den alten Eisenfactor eben so leicht durch sein feines, ungezwungenes Benehmen, wie er dessen Sohn gewonnen hatte. Er hatte sogar seine Augen so im Zaum, daß sie nur mit schwelgerischen Blicken auf Michelle's Reizen ruhten, wenn er sich von Niemand beobachtet wußte; und seltner, als bei ihrer ersten Bekanntschaft, richtete er Schmeichelworte an sie. Als er das nächste Mal wieder kam, brachte er für Alle Geschenke mit, das Kostbarste für die Hausfrau, die von ihm entzückt war, das Zarteste für Michelle. Antoine wurde, von des Rittmeisters glattem herablassenden Wesen bestochen, nun an Lucas zum Verräther, und entdeckte jenem, wie oft, wann und wo Michelle ihren Geliebten heimlich spreche, ja d'Hausset lockte ihm das Versprechen ab, ihn ein Mal zum heimlichen Zuschauer dieser Zusammenkunft zu machen. Um sich seines neuen vornehmen Freundes dauernde Zuneigung zn sichern, that Antoine Alles; er versteckte den Rittmeister hinter einen Zaun, und dieser wurde hier in seiner Vermuthung bestärkt, daß Lucas einer von der Bande des wilden Jägers, wenn nicht gar dieser selbst, sein müsse, von welchem er ein ziemlich genaues Signalement besaß.

Von nun an kam der Rittmeister einen Tag um den andern nach le Bourg d'Oyssans und ließ

Antoine nicht undeutlich merken, daß er die Absicht habe, Michelle zu heirathen. Dem guten Jungen schwindelte davon der Kopf und, was an ihm lag, bemühte er sich, seine Schwester dem feinen Weltmanne in die Arme zu liefern. Ihre eigne Festigkeit, ihre unerschütterliche Liebe zu dem unglücklichen Jäger schützte sie allein vor dem feinen Netz, die ihr d'Hausset legte, und so oft sie Lucas heimlich sah, was jetzt — da sich Antoine ihnen entzog — sehr selten geschah, erzählte sie ihm von den Bemühungen des eiteln Soldaten und des treulosen Bruders und hörte seine Rathschläge. „Die Sache wird mir bedenklich", sagte er, „ich komme nicht mehr allein herab, sondern nehme zur Bedeckung einige Freunde mit. Wer kann wissen, wo Antoine's Verrath, den er einmal gesponnen, aufhört. Ich traue ihm nicht mehr."

Eines Tages traf der Rittmeister ziemlich spät ein; Michelle erwartete am Abend ihren Geliebten. D'Hausset bestürmte sie mit faden Liebeserklärungen und süßen Worten; sie wies ihn ernst zurück, aber es war ihr unmöglich, sich von ihm los zu machen. Endlich merkte sie, daß er in seinen Bemühungen sie festzuhalten von ihren Brüdern unterstützt wurde; die Zeit, wo sie fort mußte, rückte heran; ungeheure Angst übermannte sie, und als sie sich mit Gewalt loszureißen versuchte, drang der Rittmeister

darauf, sie zu begleiten. Sie sah nur zu deutlich, daß sie verrathen war, und fing bitterlich zu weinen an. In diesem Augenblicke wurden mehre schnell aufeinander fallende Schüsse vernommen, Michelle sank aufschreiend ohnmächtig zusammen; d'Hausset eilte fort. Wenige Minuten darauf erfüllte den ganzen Flecken das Geschrei: „Der wilde Jäger ist da!" Viele Menschen eilten bergauf nach einem versteckten Baumplatze über des Eisenfactors Berggarten. Dort fand man sechs Dragoner theils erschossen, theils schwer verwundet und mit dem Tode kämpfend. Der Rittmeister lief in äußerster Bestürzung hin und her, gab Befehle, denen Niemand gehorchte, und mußte endlich zu Bitten seine Zuflucht nehmen, um die Verwundeten unter Dach zu bringen. In der Nacht noch ließ er die Todten fort fahren; er selbst wagte sich erst am folgenden Tage nach Vizille, und unterließ es, sich Michelle auch nur mit einem freundlichen Worte wieder zu nahen.

Einige Tage nach diesem Ereigniß wurde das Pfarrhaus zu Vizille von scharf bewaffneten Dragonern umringt; eine Kutsche, die eben erst von Grenoble gekommen war, hielt vor der Thüre und ein königlicher Gerichtscommissarius saß darin. Der Rittmeister d'Hausset verfügte sich mit zwei niedern

Offizieren in das Haus. Nach einer Viertelstunde führten sie den Pfarrer heraus, setzten sich mit ihm in den Wagen, und mit starker Begleitung ging's im Trabe nach Grenoble zu. Dort warf man den alten Mann in ein unterirdisches, feuchtes Gefängniß und ließ ihn am Nöthigsten Mangel leiden.

Nach einigen Wochen wurde der Eisenfactor Villard mit seiner ganzen Familie vor das Obergericht zu Grenoble vorbeschieden. Michelle erwartete den Tag mit Zittern; seit jenem Abend, an welchem d'Haussets Zudringlichkeiten sie verhindert hatten, ihren Geliebten zu sprechen, und die Dragoner des falschen Rittmeisters, die Luc hatten fangen sollen, todt auf dem Platze geblieben waren, hatte sich ihrer Seele die düstre Ahnung bemächtigt, der berüchtigte und gefürchtete, schwarze Jäger möchte Niemand anders sein, als ihr geliebter Luc. In dieser Vermuthung war sie durch die Kunde von der Gefangennahme des alten Pfarrers bestärkt worden; die Einladurg des Gerichts an ihren Vater und dessen ganze Familie, sich in Person zu stellen, schrieb sie derselben Ursache zu, und da sich Luc nicht wieder hatte sehen lassen, so quälte sie unaufhörlich der Gedanke, Luc sei doch in die Hände der Dragoner gefallen, sie werde nun aufgefordert gegen ihn zu zeugen und seinem entehrenden Tode beiwohnen müssen. Von scheußlichen Bildern verfolgt,

hatte sich das arme, liebende Kind zum Skelett abgehärmt, und als der Tag des Gerichts kam, mußte sie ihr Vater in einem besondern Wagen fahren lassen. Die Reizbarkeit ihres krankhaften Zustandes hatte sich seit einigen Wochen so gesteigert, daß ihr Antoine gar nicht vor das Gesicht kommen durfte, wenn sie nicht von heftigen Krämpfen heimgesucht werden sollte. Der arme Junge war darüber trostlos; er liebte seine Schwester und hatte ihr Bestes vor Augen gehabt; nun, da auch sein neuer, vornehmer Freund sich nicht mehr blicken ließ, sah er freilich ein, wie sehr er getäuscht und hintergangen worden war.

Die Familie Villard wurde in kein geringes Erstaunen versetzt, als sie vor den Schranken des Gerichts die Ursache ihrer Vorladung erfuhr und alle ihre Vermuthungen als falsch verschwinden sah. Es handelte sich nämlich nur um die Vernehmung jedes einzelnen Gliedes der Familie über den stattgefundenen und zur Anzeige gekommenen Versuch des Pfarrers Sellier, die unverheirathete Michelle Villard zur calvinischen Kirche zu bekehren. Das Mädchen erzählte weinend die Wahrheit, nicht minder ihre Brüder; zuletzt stellte man ihnen den alten abgemagerten Pfarrer gegenüber. Da er nicht läugnete, was er gethan hatte, so war sein Proceß kurz. Nachdem die Akten geschlossen waren, wurde

der Pfarrer mit denselben nach Lyon gebracht, wo er in strengem Gefängniß sein Urtheil erwartete. Es kam von Paris, von des Königs eigenhändiger Unterschrift bestätigt. Sein entsetzlicher Inhalt war: Galeerenstrafe auf Lebenszeit. Das hohe Alter und die schwächliche Körperbeschaffenheit des Unglücklichen minderten in etwas das Gräßliche dieses Spruchs. Der fromme König wollte ein abschreckendes Beispiel aufstellen, daß es Niemand wieder wagen sollte, eine Seele von der alleinseligmachenden Kirche zu verlocken.

Sellier hörte das Urtheil mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers an; er klagte nicht darüber, er hatte ja in Erfüllung seiner Pflicht gehandelt. So viel Muth und Standhaftigkeit fand er in seiner Brust, daß er es über sich gewann, seiner Frau und seinem Sohne sein Urtheil selbst zu melden. In diesem Briefe befahl er Zachée sich sobald als möglich mit Sara Vannegon zu verehlichen und dann mit ihr und seiner Mutter auszuwandern. Er ertheilte ihnen mit der größten Kaltblütigkeit kluge Rathschläge zur besten Ausführung des anbefohlnen Unternehmens und nahm dann auf ewig von ihnen Abschied.

Dieser Brief versetzte Frau Madelaine Sellier in die größte Traurigkeit; sie legte an diesem Tage ein schwarzes Gewand an, als wenn ihr Mann

gestorben wäre, und that es nie wieder von sich. Niemand vermochte sie zu trösten. Selbst als Zachée, dem väterlichen Befehle Gehorsam leistend, die reiche Sarotte heimführte, erschien sie nicht auf der Hochzeit. Sie hatte nie Wohlgefallen an dieser erzwungenen Verbindung gehabt. Ihr einziges Bestreben ging dahin, Nachrichten von ihrem ältesten Sohne einzuziehen, und sie sandte deßhalb oft geheime Botschaft an Michelle; aber auch nach le Bourg d'Oyssans war er nicht wieder gekommen. Verschollen war sein Name in den Gebirgen und in den Thälern seiner Heimath, und die fromme Pfarrersfrau dachte auch nicht mit dem entferntesten Gedanken daran, daß der wilde Jäger, dessen grausiger Ruhm auch in ihre stille Wohnung gedrungen war, ihr Sohn, ihr geliebter Sohn sei.

Der Rittmeister d'Hausset war aus Furcht vor den wilden Jägern im Gebirg sehr auf seiner Hut, und vermied es, so viel als möglich, Abends sein mit wohlbewaffneten Wachen stark besetztes Logis zu verlassen. Der strengste Befehl war gegeben, daß jeder Soldat bei'm ersten Trommelschlag mit geladenem Gewehr auf dem Platze sein sollte. Auch hatte lange kein Angriff auf einen Dragoner stattgefunden, eine Zeit um die andre verstrich, die

Soldaten erlaubten sich ungestraft die alten Gewaltthätigkeiten, es war als wenn der wilde Jäger mit seiner Rächerschaar aus dem Gebirg verschwunden sei; keine Spur zeigte sich mehr von ihnen und d'Hausset wußte sich endlich ziemlich sicher. Da erwachte aus Langeweile wieder die alte begehrliche Sehnsucht nach der schönen Michelle in seiner Seele, und wurde zur galanten Leidenschaft, die ganz unbändig zu sein, er sich überredete; da er sich aber nicht selbst nach le Bourg d'Oysans hinüber getrauete, so schickte er einen Dragoner mit einem Brief an Antoine ab, ihm heimlich zuzustecken, worin er ihn mit der frühern Lockspeise zu körnen suchte und angelegentlichst anfragte, wie es mit Michelle's Herzen beschaffen sei.

Zu seiner großen Freude, trat einige Tage darauf Antoine selbst munter und wohlgemuth in sein Zimmer. Der Rittmeister zerfloß in Freundlichkeit. „Ich habe Euern Brief erhalten, Herr Rittmeister," sagte der Bursche, „und sogleich mit meiner Schwester gesprochen. Ihr wißt, wie sehr ich Euch gewogen und zugethan bin. Es hat mir großen Kummer gemacht, daß Ihr nicht mehr zu uns kommt; ich glaubte, Ihr wäret mit etwas beleidigt worden, und ich konnte mich doch auf nichts besinnen. Also ich sprach mit Michelle, und denkt Euch mein Erstaunen, als mir das Wetter=

mädchen gesteht, sie habe sich ebenfalls zeither sehr gekümmert, daß sie Euch nicht mehr gesehen, und sie sei seitdem erst recht inne geworden, wie sehr sie Euch liebe. Ihr früheres Benehmen gegen Euch sei nichts als Ziererei und Sprödigkeit gewesen, die Ihr durch Euer Wegbleiben gänzlich besiegt hättet. Ich wollte das nicht glauben, und argwöhnte irgend eine Spitzbüberei darunter, da schwur sie mir mit thränenden Augen zu: es sei Wahrheit, was sie gesagt, ihr Herz sei von Liebe zu Euch entzündet und zum Beweise ihrer Aufrichtigkeit gab sie mir eine ihrer schönen Locken für Euch. Sie läßt Euch bitten, sie nicht länger zu bestrafen, sondern recht bald nach le Bourg d'Oyssans hinüber zu kommen. Doch richtet es vor der Hand so ein, daß mein Vater nichts davon merkt; des Schutzes der Mutter seid Ihr gewiß."

D'Hausset tanzte vor Freuden, umarmte und küßte jubelnd Antoine, und machte mit ihm aus, daß er schon am Abend dieses Tages nach le Bourg d'Oyssans hinüber kommen wolle. Der Bursche begab sich sogleich wieder auf den Rückweg, um, wie er sagte, Alles auf den heimlichen Empfang des Rittmeisters vorzubereiten. Aber nicht nach seinem Wohnort zu ging sein Weg, sondern in's schroffe Gebirge.

Dem Rittmeister wirbelte es im Kopfe, sich

seinem heiß ersehnten Glücke so nah zu wissen, er sang und pfiff und putzte sich den ganzen Tag, der Spiegel und die Uhr waren die beiden Gegenstände, mit denen er sich heute am meisten beschäftigte, und doch gingen die Stunden viel zu langsam an ihm vorüber. Endlich machte er sich auf den Weg, eine neue Perücke, die er vor Kurzem erst von Paris erhalten, zierte sein Haupt, zwei gut geladne Pistolen steckten im Halfter, zwei Dragoner ritten ihm zur Seite. „Ueberflüssige Vorsicht!“ sagte er zu sich. „Die Wege sind so sicher, wie um meine liebe Vaterstadt Paris.“

Sie ritten scharf drauf los. Die Dämmrung des Spätherbsttages brach plötzlich herein. Sie mußten durch einen engen Bergpaß, ein mächtiger Felsenblock hing in den Weg herab und versperrte denselben fast. Kaum waren sie an demselben vorüber, so schien's als ob vor und hinter ihnen bewaffnete Männer aus der Erde wüchsen.

„Ergebt Euch!“ donnerte ihnen eine kräftige Mannesstimme zu, „oder im Nu liegt Ihr alle drei, von unsern Stutzen getroffen, todt zur Erde. Wir sind die wilden Jäger des Gebirgs.“

Schrecken lähmte den Arm der Dragoner. Einen Augenblick darauf waren sie von den Pferden gerissen und ihre Hände auf dem Rücken gebunden. In der Mitte ihrer furchtbaren Feinde und von den

Kolben ihrer Gewehre bedroht, traten sie den mühsamen Weg in die felsigen Berge bei nächtlicher Weile, und statt der warmen Küsse eines üppigen, liebenden Mädchens, auf die der lüsterne Rittmeister gezählt, umwehete ihn der eisige Odem der Höhen und kühlte seine Leidenschaft. Die ganze Nacht hindurch ging der unerfreuliche Zug, und recht nach der Calvinisten Art wurde unter den Jägern kaum ein Wort gewechselt, und ihren Aeußerungen hörte man es nicht an, daß sie einen so guten Fang gethan hatten. Ihre Tritte auf dem harten Boden, die schweren Athemzüge der des Bergsteigens Ungewohnten, und die starken Herzensschläge in des Rittmeisters Brust waren in der stillen Nacht fast die einzigen vernommenen Laute. Erst gegen Morgen langten sie in dem Schlupfwinkel an. Dem Rittmeister und seinen Begleitern waren einige Stunden vorher die Augen verbunden worden. Dem weichlichen Pariser klapperten die Zähne vor Furcht und Frost. Als ihm die Decke vom Gesicht genommen wurde, sah er sich in einer geräumigen Höhle durch deren Ausgang man im ersten grauen Licht der Frühe ein wildrauhes mit Gestrüpp verwachsenes Felsenthal erblickte; sie war voller Männer, die eben vom Nachtlager aufgestanden zu sein schienen, und sich zum Theil an einem Feuer im Vordergrund wärmten und ihr Frühstück bereiteten. Vor ihm

stand ein finstrer Jüngling, in welchem er sogleich Michelle's Geliebten, den verstoßenen Pfarrerssohn von Vizille wieder erkannte. Er bebte bei dieser Entdeckung zusammen, und fast unwillkührlich glitt über seine bleichen Lippen der Ausruf: „Ha, der wilde Jäger!"

„Der bin ich!" versetzte Luc ernst und kalt. Diese kurze Antwort und die Art und Weise, wie sie gegeben wurde, benahm dem zierlich herausgeputzten Dragoneroffizier vollends alle Fassung. Der weite anstrengende nächtliche Marsch, Hunger, Entbehrung des Schlafs und Furcht hatten ihm ohnedieß schon genug zugesetzt; jetzt kam noch der Schrecken hinzu, in dem jungen Manne vor sich den zu erkennen, dem er nach dem Leben getrachtet, dem er die Geliebte zu entreißen im Begriff gestanden. Jammernd sank er in die Knie, und das todtenbleiche von Angst verzerrte Gesicht nahm sich in der schön gelockten Perücke, die auf dem Marsche jedoch an einigen Stellen in Unordnung gerathen war, gespensterhaft seltsam aus, wie überhaupt seine mit Putz überladne, geschniegelte, unansehnliche, duftende Gestalt wunderlich gegen das rauhe, natürliche Wesen der sonnverbrannten wilden Schützen abstach. Das stereotype Lächeln auf d'Haussets feinem Gesicht war jetzt zum widrigen Grinsen geworden, und über aschgraue bebende Lippen stammelte

er eine unzusammenhängende Bitte um sein Leben hervor.

Lucas Sellier, der Jäger, maß ihn mit einem spöttischen verächtlichen Blick, und sagte dann: „Ich könnte Euch todt schießen lassen, Herr; denn Ihr habt mir nach dem Leben gestanden, und meinen armen Vater auf die Galeeren gebracht; ich weiß Alles. Aber ich will Eures Lebens schonen, furchtsamer Gesell; denn Euer Leben scheint Euer höchstes Gut zu sein, doch nur wenn Euch Eure Familie mit dreitausend Livres auslös't. Euer Vater ist in Paris ein reicher Mann, das hab' ich bereits ausgekundschaftet. Diese Summe ist unbedeutend für ihn, und Ihr werdet sie für Euer Leben höchst billig finden. Ich würde Euch auch mehr dafür abfordern, wenn ich es brauchte. Hier ist Papier, Feder und Dinte. Schreibt Euerm Vater, daß ich Euch todtschießen lassen werde, wenn er das Geld verweigert oder dem Ueberbringer des Briefs ein Leid thut. Kommt das Geld, so seid Ihr eine Stunde darauf frei. Darauf geb' ich Euch mein Wort, das noch nie ein Calvinist gebrochen."

D'Hausset schrieb mit zitternder Hand; in den Worten des Jägers hatte ein fürchterlicher Ernst gelegen und eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit durchgeleuchtet. Der bedrängte Offizier schrieb so eindringlich, bat so sehr, daß er des Erfolgs wohl

gewiß sein durfte. Der Bote mit dem Briefe ging sogleich ab, und der Rittmeister wurde leidlich behandelt. Als er erst über die Sicherheit seines Lebens beruhigt war, quälte ihn die trübe Schweigsamkeit seiner Wächter am meisten; oft gingen Tage hin, ohne daß er ein Wort hörte; selbst die Andachtsübungen wurden schweigend abgemacht. Vergebens sehnte sich der leichtsinnige Pariser nach dem Anblick eines jungen, weiblichen Wesens, er hoffte stets die Weiber und Töchter dieser verzweifelten Schützen würden auch in der Höhle Zuflucht suchen, und seine Eitelkeit machte ihm weiß, daß sich mit der Einen oder der Andern eine kleine Liebesintrigue werde anspinnen lassen; aber er blieb stets mit den einsylbigen, mürrischen Männern allein. Und auch die äußere Natur stand mit diesem trübseligen Wesen im Einklang. Dicht vor der Höhle schoß der felsige mit kümmerlichem Gestrüpp bewachsene Berg in eine jähe Tiefe ab, ungeheure Felskolosse hingen von dem gegenüberliegenden Berge so nah und drohend herüber, daß man wähnen konnte, sie würden auf einen stürzen, und in der schauerlichen Tiefe unten, die nie ein Sonnenstrahl erleuchtete, rauschte die Romanche.

D'Hausset dankte seinem Schutzpatron in einem aufrichtigen Gebete, dem ersten seit langer Zeit, als endlich der Bote von Paris zurückkam und die gefor-

derte Summe richtig überbrachte; er dankte um so inniger, als der Bote schon einige Tage über die Zeit ausgeblieben war, und der Rittmeister doch zuweilen mit Grausen daran gedacht hatte, daß man in Paris die Albernheit hätte begehen können, sich an dem Ueberbringer des Briefes zu vergreifen. Sobald Luc das Geld überzählt und für richtig befunden hatte wurde dem Gefangenen sein Ehrenwort abgefordert, ferner nicht mehr gegen die Calvinisten zu dienen, und ihm die Versicherung gegeben, sofern er sich in einer feindlichen Absicht, oder auch nur im Soldatenrocke wieder in diesen Thälern sehen lasse, werde man ihn unverzüglich todtschießen. Nach dieser sehr ernsthaften Vermahnung wurden ihm die Augen wieder verbunden, und er von zwei Jägern über die Berge zurückgeführt. Als die Binde gelöst wurde, war es bereits Nacht. Er stand vor Vizille. Seine Begleiter waren verschwunden.

Den zu den Galeeren Verurtheilten war der Tag des Aufbruchs bestimmt worden. Der schreckliche Morgen brach an; Ketten rasselten in den Gefängnissen, Thüren fuhren krachend auf und zu, Stöhnen und Klaggeheul, vermischt mit den Lauten verzweifelter Freude. Aus allen Gefängnissen wurden die zur Kette Verdammten in den großen Saal zusammengetrieben.

Auf dem Hofe langten die Schmiede an mit ihren Kohlenbecken, Ambossen, Hämmern und Zangen, ein Geistlicher erschien mit seinem Sakristan, Soldaten marschirten auf und besetzten den Hof stark; endlich traten die Aufseher der Galeerensklaven hinzu, um die neuen Opfer der Verbrechen oder der Gerechtigkeit in Empfang zu nehmen, und die Richter, um sie ihnen zu übergeben. Das Gerassel einer ungeheuern Kette erregte die Aufmerksamkeit; mehre Gefängnißwärter und Gerichtsdiener schleppten sie auf einem Karren herbei. Es war die, woran die Verbrecher geschmiedet werden sollten.

Das Alles sah der alte Pfarrer Sellier aus seinem engen dumpfen Gefängniß mit an, in welches er seit einigen Tagen allein gebracht worden war, und dessen einziges, stark vergittertes, Fenster in den Hof hinabführte. Er hörte eine Thüre nach der andern öffnen und zuschlagen und das Geräusch der Fesseln in den Gängen des Hauses verhallen. Endlich wurde es still. Seine Thüre war nicht geöffnet worden; er schien vergessen zu sein. Seit langer Zeit kamen seine Sinneswerkzeuge wieder ein Mal in angespannte Thätigkeit; die von grauen buschigen Brauen düster überschateten, in dumpfer Andacht fast verloschenen, Augen glühten mit flackerndem Jugendfeuer in den Hof hinab, in welchen eben die Verurtheilten geführt wurden; sein Ohr erlauschte

dort das leiseste Wort, seine Hände hielten die Gitter des Fensters, das er geöffnet hatte, umspannt. Die Candidaten der Galeeren, von den Kerkermeistern und Wärtern umgeben, schlossen einen Kreis um die im Hofe befindliche Steinsäule, an der auf den sie umgebenden Bänken die Schmiede ihre Werkzeuge, die Richter ihre Protokolle ausgebreitet hatten. Der Oberrichter nahm ein großes schwarzes Buch zur Hand und begann jeden Einzelnen der Verurtheilten bei'm Namen aufzurufen, und nachdem dieser hervorgetreten war, las er ihm sein Verbrechen und die Strafe noch ein Mal vor. So wie dieses geschehen, nahmen ihn die Aufseher in Empfang, entkleideten ihn ganz, schoren ihm die Haare rein vom Kopfe und zogen ihm die rauhe Kleidung des Galeerensklaven an. Dann wurden zwei und zwei den Schmieden übergeben, die ihnen die schweren Eisenspangen um Hals und Beine legten und mit grausamer Gleichgültigkeit festnieteten.

Der alte Pfarrer war und blieb ein unfreiwilliger Zuschauer dieses schauderhaften Schauspiels. Seinem Auge entging nicht die kleinste dieser Handlungen, seinem Ohr nicht der mindeste Laut, und das Verzweiflungsgeheul Einiger empörte seine Seele gleich stark, wie die rohen Scherze und Schmähungen Anderer. Wie eine Rotte verworfner Geister gemahnte ihn die Schaar der Verurtheilten, die den Vater

der Lüge mit schaamlosem Jubel und wildem Wuthgeschrei begrüßten. Schon waren über ein Dutzend und mehr noch expedirt, als er den Ruf vernahm: „Jean Lucas Sellier, vormals calvinischer Pfarrer zu Vizille in der Dauphiné.“

Wie der Donner Gottes rollte sein Name in des Greises Ohr, wie ein gewaltiger electrischer Schlag zuckte es durch sein altermorsches Gebein, sein Herz drohte still zu stehen; schon öffnete sich sein Mund, um es zu verkünden, daß er vegessen worden sei; doch die Stimme versagte ihm, als er einen Mann auf den Ruf des Richters hervortreten sah. Die Gestalt wandte ihm den halben Rücken zu, er konnte ihr nicht in's Gesicht blicken; aber war es ein Blendwerk der Hölle, oder malten ihm seine gereizten Sinne ein Trugbild vor, oder hatte er einen Doppelgänger? Der Mann dort, der vor dem Richter stand, trug seine Kleider, hatte seine Gestalt, seinen Gang, seine Bewegungen, sein Haar. Der Athem stockte in des Pfarrers Brust, es flirrte ihm vor den Augen, das Blut drang ihm nach dem Kopfe. Der Richter verlas unterdessen Verbrechen und Strafe: „wegen Verlockung der unverheiratheten Michelle Villard zu le Bourg d'Oyssans zu lebenslänglicher Galeerenarbeit verurtheilt!“ Die Knechte nahmen den entsetzlichen Doppelgänger und verfuhren mit ihm, wie mit den Andern. Schauder auf Schauder

rieselten dem Pfarrer durch Mark und Bein; er hatte bei einer Wendung des Opfers, das seine Stelle einnahm, einen Blick in dessen Gesicht gethan, und wähnte, sein eignes Gesicht erkannt zu haben. Angstschweiß rann in Strömen von seiner Stirn, krampfhaft faltete er die Hände; er wollte beten. „Herr," stummelte er, „würdigst du deinen geringen Knecht eines so großen Wunders!" aber seine Sinne verwirrten sich; er konnte nicht weiter; seine Augen waren auf die räthselhafte Gestalt festgebannt, die man eben zu dem Schmieden geführt hatte. Die Schelle wurde um des Mannes Hals geschlungen, er legte sein Haupt neben den Ambos, der erste Schlag, da brannte es, wie ein Blitz durch des Pfarrers Gehirn; er hatte die entstellten Züge, er hatte seinen Sohn Lucas erkannt. „Luc, Luc! mein Sohn!" stammelten seine erbleichenden Lippen noch, da ließen die Hände von den Eisenstangen und ohnmächtig stürzte der Greis zu Boden. —

Als der alte Pfarrer wieder zu sich kam, war es dunkle Nacht um ihn, eine kalte Luft wehte ihn an, er fühlte an einer schaukelnden Bewegung, daß er getragen wurde, aber auch, daß er festgebunden sei. Seine Lage war ziemlich unbequem; er brauchte lange Zeit dazu, um sich zu besinnen, was mit ihm

vorgefallen sei, doch blieb ihm immer unerklärlich, wie er in den Zustand gekommen, in welchem er sich eben befand. Allmälig — so wie seine Gedanken sich ordneten — wurde ihm klar, daß er sich unter freiem Himmel auf einem Esel oder Maulthiere befinde, welches ziemlich schnell mit ihm herauf schreite; auch gewahrte er zu den Seiten desselben zwei verhüllte Männer einherschreiten. Die peinliche Unbequemlichkeit, in die sein Körper gezwängt war, nöthigte ihm endlich einen Laut ab. Sogleich kam einer der Begleiter herzu und fragte ihn: „Seid Ihr wieder bei Euch, Herr Pfarrer?“

„Sagt mir, wo ich bin, wer Ihr seid, und wohin es mit mir geht?“

„Wir sind gute Calvinisten und Euere besten Freunde. Ihr seid auf dem Wege nach der Schweiz, wohin wir Euch sicher bringen werden.“

Hierauf lösten sie die Bande, die ihn an das Thier fesselten, und reichten ihm Wein und Brot zur Stärkung, hüllten ihn endlich in eine Pelzschaube und einen Mantel, und setzten ihn wieder auf das kräftige Maulthier. Schweigend ging's dann wieder vorwärts durch die kalte Nacht. Sobald der Tag graute, suchten sie den Weg tiefer im Walde und den Bergen. Die beiden schweigsamen jungen Männer, die das Maulthier geführt hatten, hoben den Pfarrer, nach einigen Stunden angestrengten Mar-

sches, herab, zündeten ein Feuer an, entlasteten das Thier eines Sackes, zogen Lebensmittel daraus hervor, und bereiteten dem halb erstarrten alten Mann ein schmackhaftes Frühstück. Jetzt wurden auch ein Paar Stutzen sichtbar, deren Schlösser sie prüften, und auf deren Pfannen sie neues Zündkraut schütteten. Dabei wurden sehr wenig Worte gewechselt. Hierauf ging die Reise wieder vorwärts. In der Mittagsstunde suchten sie sich ein bequemes Schlafplätzchen, das Thier wurde auf einer fetten Waldweide angebunden. Die Nacht wurde wieder durchreist. So eintönig ging die Reise mehre Tage und Nächte durch die Gebirge fort, deren einsamste Pfade die beiden Wanderer genau zu kennen schienen, ohne daß ihnen irgend etwas Wichtiges aufgestoßen wäre. Endlich nahm der Pfarrer wahr, daß sie in der Region der Alpen angelangt seien; sie kehrten in einigen Sennhütten ein, und noch am Abend desselben Tages erreichten sie die Höhle im Romanchethale, den Aufenthaltsort der wilden Jäger. Der Pfarrer war von den Entbehrungen seiner langen Gefangenschaft und dem anhaltenden Ritte höchst erschöpft, und wurde sogleich auf ein warmes, weiches Lager gebracht. Hier entschlief er sanft, nachdem er eine stärkende Suppe und ein Glas guten Wein genossen hatte. Erst spät am andern Morgen schlug er die Augen auf. Wie erstaunte er freudig,

sein getreues Eheweib Madalaine neben sich sitzen zu sehen! Er haschte nach ihrer Hand und weinte eine Freudenthräne darauf. Sie aber beugte sich zu ihm hernieder und drückte ihm einen Kuß auf die gefaltete Stirn, die in den vier Monaten, während welcher sie ihn nicht gesehen hatte, wie ein von Alter verwitterter Stein geworden war.

„Du bist gerettet, kommst nicht auf die Galeere, Lucas!“ rief die Matrone mit Freude gerührter Stimme. „Sage mir, wie hat Gott solche große Dinge an dir gethan?“

Da zuckte der Pfarrer zusammen. „Wie? du weißt nicht?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Ich weiß nichts. Erst in dieser Nacht habe ich erfahren, daß du frei bist. Ein Paar Männer, der Eine war der Zeugweber Letrait aus Vizille, der einen Dragoner geschlagen und dann geflohen war, kamen in meine Wohnung, weckten mich uud verkündeten mir, daß du frei seist, in einer Höhle im Romanchethale dich unter guten Freunden aufhieltest, und groß Verlangen nach mir trügest. Sie sagten mir auch, wir würden zusammen nach der Schweiz auswandern, ich sollte mitnehmen, was mir werth sei. Ich hatte nicht viel mitzunehmen; denn was sonst unser Eigenthum war, gehörte ja nun Zachée, und ich hatte nicht mehr darüber zu verfügen. Auch war mir die große und überraschende Freude, dich

frei zu wissen, lieber, als alles irdische Gut. Schnell setzte ich mich auf das Maulthier, welches die guten Männer für mich mitgebracht hatten, und vertraute mich ihrer Führung. So bin ich denn vor einer Stunde hier angekommen, und habe seitdem weinend an deinem Lager gesessen und deinen ruhigen Schlummer belauscht. — So sage mir nun schnell, welcher göttlichen Fügung du deine Befreiung verdankst?"

„Luc!" stammelte der Pfarrer mit niedergeschlagenen Augen.

„Luc? Was ist's mit ihm? Hat er dich befreit?"

„Er ist statt meiner auf die Galeere," preßte der Greis heraus.

Luc auf die Galeere!" kreischte Madalaine's Schrecken, der, als der Pfarrer stumm nickte, sich in trostlosen Schmerz auflöste. Ihr Gatte mußte ihr erzählen, was er gesehen und gehört, und nicht erklären konnte. Das weinende Mutterherz wandte sich mit stürmischen Fragen an die Männer, welche in der Höhle waren, was des Vaters Schaamgefühl nicht vermocht hatte, und so brachte sie denn heraus, daß Luc einen großen Theil des Geldes, womit der Rittmeister d'Hausset ausgelöst worden war, dazu verwendet hatte, den Kerkermeister zu bestechen, damit ihn dieser für seinen Vater in die Kette treten lasse. Theils vom Gelde gewonnen, theils von der Edelthat einer solchen Kindesliebe gerührt, hatte der

Kerkermeister in Lyon die Vertauschung begünstigt. Ganz gekleidet, wie sein Vater, dem er ohnedieß sehr ähnlich sah, durch Kunst einen Schein höhern Alters erheuchelnd, hatte er sich einige Wochen vor der Deportation der Verurtheilten dem Kerkermeister gestellt und ihm die Hälfte der versprochenen Summe eingeliefert. Hierauf war der Alte in ein besonderes Gefängniß allein gekommen; der Sohn aber hatte in der düstersten Ecke des großen Kerkers seinen Platz eingenommen. Die Täuschung der in ihrer Verzweiflung dumpf hinbrütenden Mitgefangenen in demselben Kerkergemach war glücklich gelungen. Luc hatte zwei seiner besten Freunde aus seiner Schaar, die um sein großmüthiges Unternehmen wußten, den Abend nach seiner Abreise auf die Galeeren nach Lyon bestellt, und ihnen die zweite Hälfte des Geldes für den Kerkermeister anvertraut. Diese sollten sie ihm nach richtiger Ueberlieferung seines Vaters auszahlen. Vorher hatte er zwei Maulthiere gekauft, eines für den Vater, das andere für die Mutter, auf welchen sie die Reise in's Ausland machen sollten. Luc hatte sowohl dem Kerkermeister, als auch seinen Freunden streng verboten, seinem Vater zu verrathen, daß er der Befreier desselben sei, und nur der Zufall, daß der Alte sein abgesondertes Gefängniß auf den Hof heraus erhalten, hatte ihm das Geheimniß enthüllt. Nun, da er die Hauptsache wußte, standen die Leute

nicht an, das tief erschütterte Ehepaar mit allen Nebenumständen bekannt zu machen, und nicht ohne Thränen erzählten sie von Luc's edler Gesinnung und Handlungsweise, und verschwiegen auch nicht, mit welcher Sorge er über seines Vaters Leben gewacht, wie er demselben oft nah gewesen und ihn aus Gefahren gerettet, wie er Abends vor des Schloßgärtners Begräbniß sich als Dragoner verkleidet und den selbstgemachten Befehl nach Vizille an den Rittmeister gebracht, sogleich auszumarschiren, welche Mühe es ihm gekostet, sich erst die Handschrift des Chefs zu verschaffen, um sie nachzumachen u. s. w. In Thränen sich badend, hörte Madelaine den einfachen Erzählungen der ehrlichen Leute zu, und selbst in das Auge des Pfarrers, das vielleicht ein halbes Menschenleben lang salztrocken gewesen war, stahl sich eine Thräne.

„Ach Lucas!“ seufzte die Frau, „ich habe dir auch noch eine edle That von unserm Luc zu berichten, von dem verstoßenen, enterbten Luc. Wollte der Himmel ich könnte dich auch mit einer erfreulichen Kunde von unserm Zachée erfreuen! O Gott! Lucas, von ihm kann ich dir nichts Gutes sagen. Er hat nicht an mir gehandelt, wie ein Kind an seiner armen unglücklichen Mutter handeln soll“

„Erzähle mir,“ sagte der Greis und faßte seines betrübten Weibes Hand.

„Deinen Willen, mit Sarotte Hochzeit zu machen, befolgte er pünktlich, obgleich es mir in unsern tiefbetrübten Umständen gar nicht recht war. Auf der Hochzeit war ich nicht gegenwärtig; wie auch konnte man solches von mir verlangen, die ich den Gatten im harten Gefängniß, und alle meine Glaubensbrüder und Schwestern in Noth und Verzweiflung wußte? Sie hatten sich heimlich den calvinischen Pfarrer von Corps kommen lassen, und man sagte mir, daß es auf der Hochzeit munter und fröhlich zugegangen sei, und daß man deiner und meiner auch nicht ein Mal gedacht habe. — Zachée zog sofort in Herrn Vannegon's großes Haus und richtete sich gar schön ein. Nach einigen Wochen kam er zu mir und sagte mir mit kalten, glatten Worten, da du doch nun, unabänderlich für deine Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt seiest, so wolle er mir bemerklich machen, daß es mir zu schwer fallen werde, das Vermögen, dessen Besitzer er nun sei, ferner zu verwalten, er sei deßhalb geneigt, mir diese Last abzunehmen. Am andern Tag kam er mit Trägern und räumte das Haus aus! er ließ mir kaum ein Bett, worin ich meine alten- und schmerzensstarren Glieder erwärmen, er ließ mir kaum einen Stuhl, worauf ich mich setzen konnte. Es war ja von Rechts wegen Alles sein; du hattest es ihm ja vermacht und geschenkt: ich

durfte nichts dawider haben. Meinen Schmerz, solche Behandlung von einem Kinde erfahren zu müssen, vermag ich dir nicht zu schildern. Er wühlt sicherlich in diesem Augenblick auch in deinem Vaterherzen. — Ach, es sollte noch schlimmer kommen! — Bald fing ich an, Mangel zu leiden, mein Sohn hatte mir Alles genommen, und fragte nicht nach meinem Unterhalt. Ich aber war zu stolz, ihn darum anzugehen; eher wär' ich Hungers gestorben. Stolz ging er zuweilen mit seiner jungen Frau am Pfarrhause vorüber, ohne einen Blick nach einem Fenster zu werfen; ich weinte vor Schmerz. Noch nicht genug. Der Dragonerrittmeister ließ mir eines Morgens andeuten, wenn ich binnen sechs Stunden das Haus nicht räumte, würde er mich mit meinem Plunder auf die Straße werfen lassen. Großer Gott, wohin sollte ich! Da trieb mich die Verzweiflung zu Zachée. Er saß mit seiner Frau und seinen vornehmen Schwiegereltern bei'm Frühstück. Ich hatte noch nichts genossen. Man bot mir keinen Stuhl, kein Glas Wein, der in Fülle auf dem Tische stand, keinen Bissen Brod. Halb verlegen, halb spöttisch fragte mich Zachée: wie er denn zu der Ehre komme, mich auch ein Mal bei sich zu sehen; er habe geglaubt, ich wisse gar nicht, wo er wohne. Diese Worte schnürten mir die Kehle fast zusammen. Bebend erzählte ich, was mir eben widerfahren sei.

Nun wollt Ihr von mir Hülfe haben, redete mich Zächée an, den Ihr Euerm ältesten Sohne nachgesetzt, den Ihr nie geliebt, gegen dessen Verbindung mit meiner lieben Frau Ihr streng gewesen, den Ihr so verachtet, daß Ihr nicht einmal auf meine Hochzeit gekommen seid? — „Du hast recht, Zaché," fügte hier Herr Bannegon hinzu, „deine Mutter hat meiner Tochter und mir nie wohl gewollt. In mein Haus kann ich sie nicht nehmen. Das wäre mir d'rum! — Ihr hört, nahm Zachée wieder das Wort, daß Ihr im Hause meines Schwiegervaters nicht wohnen könnt. Doch Ihr sollt nicht sagen, daß ich unkindlich an Euch gehandelt, und Böses mit Bösem vergolten hätte. Deßhalb will ich Euch die Stube in meiner Schleifkoin einräumen." — —

„Der Bube!" donnerte jetzt der Pfarrer; „in das elende Loch hat er seine Mutter stecken wollen, er, dem ich mein ganzes Gut übergeben? Und was thatest du?"

„Zachée!" rief ich, „willst du die Leiden deiner unglücklichen Eltern noch vermehren? Wenn ich deinem Vater melde, daß du mich in die Schleifkoin logiren willst, so wird dich sein Fluch noch von der Galeere aus treffen. — Da lächelte er fein und versetzte, solcher Fluch dürfte nicht viel auf sich haben, als der Fluch eines kindisch unbesonnenen

Mannes, der sich durch Leichtsinn und Thorheit selbst in's Verderben gestürzt. Er habe eben mit seinem Schwiegervater von dir gesprochen, und sie seien darin übereingekommen, daß sie nicht sonderlich viel von deiner Klugheit zu halten hätten. Herr Bannegon belegte dich darauf mit empörenden Schimpfnamen und verfluchte dich, daß du sein Haus mit Schande beladen. Er werde auch darauf dringen, daß Zachée den Namen Sellier gerichtlich ablege und dafür den Namen Bannegon annehme, damit man durch nichts an die Schmach und Schande erinnert werde, welche deine Albernheit auf diesen Namen gebracht."

„Das haben sie gesagt?" keuchte der Pfarrer. „Das hat mein Sohn, mein geliebter Sohn, dem ich all mein Gut übergeben, gesagt? Das hat mein bester Freund gesagt? Großer Gott, habe ich denn meinen Verstand noch, oder lieg' ich im Fieber? O Herr, wenn ich ihn noch habe, so erhalte ihn mir; denn das ist zu gräßlich, zu entsetzlich!"

„Nach solchen Reden verließ ich schweigend das Haus. Mein zu tief verwundetes Gefühl erlaubte mir nicht ein einziges Wort darauf zu erwiedern. Verzweiflungsvoll irrte ich durch die Straßen und der schwarze Gedanke zitterte durch meinen Kopf, meinen Leiden auch im Wasser über der Schleifkoin ein Ende zu machen, wie die arme Schloßgärtners

Marie gethan. Da begegnete mir die alte Judith, des Webers Letrait Mutter, und sprach von ihrem Unglück, daß ihr Sohn habe flüchtig werden müssen, und sie nun allein in ihrem Hüttchen wohne. Ich schüttete mein angstbeklommenes Herz dagegen vor ihr aus, und sie nahm mich liebreich bei der Hand und führte mich in ihre kleine reinliche Wohnung. Drauf vertraute sie mir, daß ihr Sohn zuweilen Nachts komme und ihr Lebensmittel und Geldunterstützung bringe. Ich zog zu ihr und wohnte bei ihr bis jetzt. Das Pfarrhaus haben die Soldaten eingenommen. Zachée that vor den Leuten, als ob er sich um mich kümmere. Er schickte mir einen Napf voll Essen von seinem Tische. Ich wies es mit Entrüstung zurück. Seitdem hat er nicht wieder nach mir gefragt. Frau Judith theilte den letzten Bissen Brot mit mir und versüßte mir meinen schweren Kummer durch liebevolle Theilnahme. So zeigte mir doch noch eine Seele warmes Mitgefühl. Als ihr Sohn kam, erzählte sie ihm mein Mißgeschick und der gute Mann weinte mit uns. In der Nacht darauf kam er schon wieder und brachte mir funfzig Livres, sagte mir aber durchaus nicht von wem. Und so oft er später kam, brachte er auch eine reiche Unterstützung für mich, ja ein Mal zweihundert Livres auf ein Mal, so daß ich nicht nur jeglicher Sorge um meinen Unterhalt überhoben war,

sondern noch viel übrig hatte, und mir sparte. Räthst du nun, von wem das Geld kam?"

„Von unserm Lucas!"

„Von wem sonst, als von dem enterbten, verstoßnen Luc, der nun für dich auf der Galeere ist? Gott segne ihn dafür!"

„Gott segne ihn und vergebe mir!" stammelte der Greis mit gefalteten Händen.

Indem sie noch im Gespräch begriffen waren, trat einer der Männer mit einem gefüllten Geldbeutel heran und sagte: „Dreitausend Livres sind vom Vater des Rittmeisters d'Hausset in Paris eingegangen. Die Hälfte dieser Summe hat der Kerkermeister in Lyon erhalten, damit er Euch freigebe und Euern Sohn dafür an die Kette abliefre. Dreihundert Livres habt Ihr empfangen, Frau Pfarrerin; der Rest des Geldes ist in diesem Beutel. Dem Willen Eures Sohnes und dem Gesetze nach seid Ihr sein Erbe, Herr Pfarrer, da der Galeerensklave auf Lebenszeit, wie Ihr wissen werdet, als todt betrachtet wird. Ich soll Euch dieß Erbtheil übergeben, bevor Ihr über die Alpen zieht. Hier ist es. Die Maulthiere stehen zu Eurer Verfügung. Ihr könnt aufbrechen, wann Ihr wollt. Doch bitten wir Euch, Herr Pfarrer, daß Ihr, evor Ihr von uns scheidet, erst eine Kirche mit uns haltet."

„Und das soll sogleich geschehen," rief der zerknirschte Pfarrer. „Ja Gott wollen wir danken, ihn wollen wir mit lauten Herzen loben, daß er seine Gnade über uns hat aufgehen lassen. — O Madelaine," wandte er sich zu seiner Frau, „diese Leute haben das rechte Mittel erwählt, mich mir selbst wieder zu geben. Beten muß ich, inbrünstig beten, daß mir das Herz nicht breche. Ach, Luc hat sich gar zu sehr an mir gerächt! Seine Rache würde mich vernichten, wenn ich nicht beten könnte. Komm, du liebe Mutter meines edeln Sohns, laß uns Kirche halten in diesem Tempel, den sich Gott selbst erbaut, laß uns für unsern Luc beten!" — Und bald ertönte die Höhle von den frommen Gesängen ihrer Bewohner und des Pfarrers kräftigem Worte, das sie ermahnte, in Noth und Tod festzuhalten an der reinen und wahren Lehre Calvins. Zuletzt nahm der tief ergriffne Greis Brot und Wein, segnete es und reichte seinen Zuhörern das Nachtmahl des Herrn, und ließ sie darauf das feierliche Versprechen ablegen, stets treu an ihrem Glauben zu hangen.

Nach Beendigung des Gottesdienstes speisten sie noch zusammen einen erst am Morgen geschossenen Gemsbock; dann bestieg das Ehepaar die bepackten Thiere und zog in der Mitte der wackern Schützen, die jetzt einem andern Oberhaupte gehorchten, über

die Alpen. Ohne Fährniß langten sie im freien Schweizerlande an, und die Jäger kehrten wieder nm, ihrer schweren Pflicht noch ferner obzuliegen.

Der Rittmeister d'Hausset ruhete in seines reichen Vaters Hause von den Strapazen aus, die er auf seinem Bekehrungsfeldzug gehabt. Zwar hatten ihn Louvois und Letellier kalt empfangen, und der König ihn abweisen lassen; man sagte ihm, Seine Majestät habe es ungnädig vermerkt, daß seine Sendung so kleinen Erfolg gehabt, man hoffe, er werde durch erhöhete Thätigkeit die Scharte wieder auswetzen; aber nichts in der Welt hätte ihn vermögen können, wieder nach Dauphiné zu gehen, denn das ernste Wort des furchtbaren wilden Jägers: wenn er sich wieder in den Thälern als Quäler ihrer Einwohner sehen lasse, werde er ohne Umstände todtgeschossen werden, lag ihm zentnerschwer in der Seele und vermochte durch keine Zusicherungen erneuter königlicher Gnade daraus verbannt zu werden. Er wollte lieber in Paris ohne jene Gnade leben, als in den Thälern von Dauphiné mit derselben todtgeschossen sein. Im Taumel der Freuden, in die er sich gestürzt, verzichtete er gern auf die sonst begehrlich erstrebte Hofgunst.

Noch schaukelte er sich eines Morgens in süßem

Schlummer, obgleich die Sonne schon hoch stand, als ihn sein Kammerdiener mit der seltsamen Meldung weckte, ein junges reizendes Mädchen in altväterischer Tracht bestehe mit Ungestüm darauf, ihn sogleich zu sprechen. Der Baron besann sich hin und her, welche Galanterie ihm diesen frühen zudringlichen Besuch wohl verschafft habe; er fand in seinem Gedächtniß nichts mit der Beschreibung Uebereinstimmendes. Die Beiwörter „jung und reizend", womit Jean die Besucherin bezeichnet hatte, machten sie dem Rittmeister zur Versucherin, und er konnte nicht schnell genug in die Kleider kommen, um die junge Reizende von Angesicht zu Angesicht zn sehen, die seinem Diener ein Geheimniß aus ihrem Namen gemacht hatte. Sie wurde herein geführt, und der Baron fuhr zusammen, — doch es war ein freudiger Schreck; er rieb sich die Augen, um sich zu überzeugen, ob er recht gesehen, aber zugleich rief er: „Michelle! Um aller Heiligen Willen, wie kommen Sie nach Paris? Wie zu mir?"

Sie war es wirklich, die junge reizende Eisenfactorstochter von le Bourg d'Oyssans, und wenn auch ein wenig schüchtern und befangen, trat sie doch auch hier mit all' der lieblichen Natürlichkeit ihres Wesens auf, und verneigte sich züchtig vor dem erstaunten Baron.

„Ich bin gekommen, Sie um eine Gefälligkeit

anzusprechen, Herr Rittmeister," begann sie mit Anmuth. „Sie haben uns oft erzählt, welche hohe Stelle Ihr Herr Vater in der vornehmen Welt hier einnimmt, und wie Sie selbst Einfluß auf die Leute bei Hof haben. Ich ersuche Sie, wenn Sie noch ein kleines Fünkchen freundlicher Neigung zu mir im Herzen tragen, mir zu einer Audienz bei der Frau von Maintenon und dem Könige zu verhelfen."

„Bei Frau von Maintenon und dem König?" wiederholte der Baron verdutzt. „Liebes Kind zu welchem Zwecke?"

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen daraus vor der Hand noch ein Geheimniß mache; sobald es mir, wie ich hoffe, geglückt sein wird, denselben zu erreichen, wird mein von Dankbarkeit überströmendes Herz Ihnen mit Freuden sogleich Alles beichten, was mich mit unwiderstehlicher Gewalt aus dem stillen Kreise unsres Hauses fort in die weite Königsstadt getrieben hat. Zürnen Sie mir nicht, aber jetzt kann ich es Ihnen nicht sagen. Ich kenne in Paris weiter Niemand, der mir rathen und helfen könnte, als Sie, Herr Rittmeister; aber selbst, wenn Sie, auf den ich zähle, mir die Bitte abschlügen, ich würde andre Wege einschlagen; denn ich muß den König, ich muß Frau von Maintenon sprechen."

D'Hausset rieb sich verlegen die Hände, während

seine Blicke mit früherer Lust auf Michelle's blühenden Formen ruhten.

„Und wenn ich Ihnen die gewünschte Audienz verschaffte, welcher Lohn würde mir werden? Die Leidenschaft, die ich für Sie hege, ist Ihnen nicht fremd."

„Ich glaubte mich von Ihnen gänzlich vergessen, versetzte das Mädchen mit der heitersten Unbefangenheit, „nachdem Sie auf die Einladung meines Bruders Antoine nicht ein Mal wieder in unser Haus kamen, wo Sie doch stets gern gesehen worden sind."

„Wie? Sie wüßten nicht, was mir auf dem Wege zu Ihnen begegnet ist. Von den wilden Jägern gefangen, an die mich Antoine verrathen —"

„Antoine Sie verrathen?! Nimmermehr! Vergebens haben wir auf Sie gewartet, bis wir erfuhren, Sie seien nach Paris abgereist. Antoine war ja ein Feind der wilden Jäger, und seit wir in Erfahrung gebracht, daß Luc Sellier ihr Oberhaupt sei, von dem sie Alle den Namen erhielten, hab' ich ihn nicht wieder gesehen. Er darf sich nicht in unsrer Gegend sehen lassen, wenn er nicht wie ein toller Hund todt gehetzt sein will, und nie mag ich mehr von einem so blutdürstigen Menschen, der meine Glaubensgenossen wie Gemsböcke niederschießt, etwas wissen. Und Antoine eben so wenig."

„So habt ihr meinen Schaden nicht bewirkt? — Aber wie mochten es denn die wilden Jäger erfahren haben, daß ich gerade an jenem Abend zu euch hinüber reiten wollte?“

„Luc hat in unserm Hause unter dem Gesinde und den Gewerkknechten mehre, die Hugenotten waren, zu Spionen gehabt. Da nun im Hause davon die Rede war, daß Sie Antoine zu kommen versprochen, und wir unsre Freude darüber laut werden ließen, so ist es leicht möglich, ja sogar gewiß, daß einer der Knechte die Kunde davon schnell in's Gebirg getragen.“

„So erklärt sich Alles, Ihr seid rein von Schuld an meinem Unglück, und ich darf hoffen, zum Ziele aller meiner Wünsche zu gelangen.“

„Verschaffen Sie mir die Audienz, und meine Dankbarkeit wird keine Grenzen kennen.“

„Die fatale Audienz!“

„Sie ist unerläßliche Bedingung.“

„Wohlan, ich werde sie dir zu verschaffen suchen, geliebtes Mädchen.“ Er wollte sie umarmen und ihr einen Kuß rauben, aber sie rief: „Nicht eher, als bis ich die Audienz gehabt und mein Ziel erreicht habe. Nachher versteht sich das von selbst.“

Diese ernsthaften Worte scheuchten den in sich selbst verliebten, lüsternen Gecken urück; aber sie

fielen ihm zu gleicher Zeit merkwürdig schwer auf die Seele. Zu seinem Erstaunen hörte er von Michelle, daß auch Antoine mit nach Paris gekommen sei, und wurde noch nachdenklicher. Inzwischen nahm er sich zusammen, kleidete sich an, und ging mit der reizenden Gebirgerin in das Gasthaus vor der Barriere, wo das Geschwisterpaar abgestiegen war. Antoine benahm sich ziemlich blöde, und konnte den Rittmeister bei der Begrüßung kaum ansehen. Auch während der kurzen Unterredung war er äußerst einsylbig, scheu und fast verdutzt. Dieser Umstand machte den Baron noch stutziger. In einer schlecht verborgnen Unruhe verließ er endlich die Geschwister mit dem Versprechen, einen Wagen zu besorgen und mit ihnen nach Versailles zu fahren, wo er all' seinen Einfluß aufbieten wolle, um Michelle die so dringend gewünschte Audienz zu verschaffen.

Nach einigen Stunden fuhr er vor, aber sein befangner Zustand hatte sich verschlimmert. Auf dem ganzen Wege bemühte er sich vergebens, seine Zerstreutheit und Aengstlichkeit zu verbergen. Lauernd hing zuweilen sein Blick an Michelle's offnem und Antoine's verschlossnem Gesichte; aber er wagte nicht wieder nach der Ursache ihrer Reise zu fragen. In solcher Spannung langten sie in Versailles an, stiegen in einem Gasthause ab, und d'Hausset eilte

sogleich nach dem Schlosse. Mit ängstlicher Erwartung blieben die Geschwister zurück.

Der Argwohn und die Furcht des Rittmeisters waren von seltsamer Art. Um die schöne Michelle zu verführen hatte der eitle Baron selbst Eheversprechungen nicht gespart; und nicht allein Michelle, sondern auch Antoine hatten dergleichen von ihm empfangen; ja, er war nicht gewiß, ob er nicht auch in seinem Leichtsinn bei den Eltern davon gesprochen, er werde das Mädchen zu seiner Frau machen. Wenigstens erinnerte er sich deutlich, daß ihm der Eisenfactor gesagt, er stamme aus einem alten Adelsgeschlechte, und könne für seine Kinder seinen Adelsbrief täglich renoviren lassen. D'Hausset glaubte nun sicher, diese Aeußerung sei in Folge einer indirekten Werbung um Michelle von seiner Seite geschehen, und je treuloser ihm hier sein Gedächtniß war, desto mehr quälte er sich mit der Vorstellung, daß er Eltern und Geschwistern in blinder Leidenschaft versprochen habe, Michelle zu heirathen. Jetzt argwohnte er, Michelle sei mit ihrem Bruder nach Paris gekommen, um ihn bei'm Könige zu verklagen und auf diesem untrüglichen Wege zum Worthalten zu zwingen. Dieser Argwohn war durch Michelle's Aeußerungen in ihm entstanden.

Zuerst hatte sie nämlich gesagt, sie habe mit Lucas Sellier gebrochen, er dürfe sich nicht mehr in le Bourg d'Oyssans sehen lassen; sodann auf seine zudringlichen Bitten um Umarmung und Kuß geantwortet: nach der Audienz und wenn sie ihren Zweck erreicht, verstehe sich dieses von selbst. Endlich las er aus dem scheuen Betragen Antoine's, dessen muntres treuherziges Wesen er doch von sonst kannte, heraus, daß dieser etwas Böses gegen ihn im Schilde führe, als Zeuge seiner Versprechungen mitgekommen; überhaupt, daß die ganze Reise ihn ganz allein betreffe. Das war sein Argwohn; seine Furcht aber entsprang aus der bekannten Thatsache, daß Frau von Maintenon eine wahre Wuth besaß, Männer, die sich weigerten, ein gegebenes Eheversprechen zu erfüllen, durch des Königs Frömmigkeit dazu zu zwingen. Es ist bekannt, daß Ludwig sogar später von ihr vermocht wurde, sie sich als Gattin antrauen zu lassen. D'Hausset wußte im Voraus, daß, wenn Michelle's Klage gegen ihn vor die Maintenon käme, ihm nichts weiter übrig bliebe, als Frankreich zu verlassen, oder Michelle zu heirathen. Auf dem Wege nach dem Schlosse überlegte er, daß das Letztere das Bessre sein dürfe; denn Michelle war jung, schön, ihr Vater ein sehr reicher Mann, und wie er ja selbst gesagt, von altem Adel. Nur vor seinem Vater graute ihm.

Die dreitausend Livres waren ihm schon schwer angerechnet worden, wie sollte er dem Strengen mit einer solchen Mesaliance unter die Augen treten? Vor allen Dingen mußte er Gewißheit haben; deshalb suchte er den Kammerdiener der Maintenon, seinen Bekannten, auf, entdeckte sich demselben und wußte ihn zu bereden, daß er Michelle ausforsche. Als er mit diesem Alles abgeredet hatte, eilte er in das Gasthaus zurück und berichtete den Geschwistern Villard: es werde Alles gut gehen, nur müßten sie vorerst mit dem Kammerdiener der Frau von Maintenon reden, durch dessen Vermittlung allein sie vorgelassen werden könnten. Er führte sie nach dem Schlosse, überlieferte sie seinem Verbündeten, und entfernte sich, dem Anscheine nach ganz gleichgültig.

„Sie werden die Güte haben, mir Ihr Anliegen nur im Allgemeinen zu eröffnen oder wenigstens zu bezeichnen, damit ich meine gnädige Frau davon zuvor unterrichten kann", redete sie der schlaue Kammerdiener an.

„Mein Anliegen ist von der Art", versetzte Michelle, „daß ich nur Frau von Maintenon ganz allein Eröffnungen darüber machen kann."

„Ganz recht. Ich begehre auch gar nicht in Ihr Geheimniß einzudringen, schönes Kind, das jedenfalls doch nur ein Liebesgeheimniß ist. Nichtwahr? O ich habe Praxis in diesen Dingen! Nur

mit wenigen Worten müssen Sie mir sagen, worin Ihr Begehr besteht, das ist strenger Befehl der gnädigen Frau. Außerdem darf ich Sie gar nicht anmelden."

„Wohlan denn, ja, es ist ein Liebesgeheimniß."

„Und betrifft Ihren Geliebten?"

„So ist es."

„Was begehren Sie für ihn?"

„Die Gnade des Königs und die Vergünstigung, daß er mich heirathen kann."

„Noch Eins! Hat er Ihnen bloß von Liebe gesagt, oder auch die Ehe versprochen?"

„Wenn das nicht wäre, würde ich nicht hier sein. Nun erfahren Sie kein Wort weiter."

„Es ist auch schon genug. Kommen Sie in einer Stunde wieder. Ich werde Frau von Maintenon Ihre Bitte vortragen."

Die Geschwister gingen wieder mit schwerem Herzen; gleich darauf stellte sich d'Haußet bei'm Kammerdiener ein.

„Ihr Argwohn war wohl begründet!" rief ihm dieser entgegen. „Das Mädchen ist Ihretwegen hier." Er wiederholte dem erbleichten Rittmeister jedes von Michelle's Worten, und diesem blieb nun kein Zweifel mehr übrig.

„Was soll ich thun?" rief er in komischer Verzweiflung.

„Das Beste ist, Sie kommen dem entschlossnen Mädchen zuvor, gestehen Frau von Maintenon Alles, und bitten sie um gütige Vermittlung bei'm Könige. Sie gewinnen dadurch einen Stein im Brete; denn heirathen müssen Sie das schöne Kind doch.“

D'Hausset war von der Trefflichkeit dieses Rathes überzeugt, und entschloß sich kurz, sich bei der Alles Vermögenden anmelden zu lassen. Er wurde angenommen. Bleich und verstört schritt er durch die Zimmer. —

Gerade zu jener Zeit hatte Ludwig XIV. die Lieblingsidee gefaßt, den König von Siam und dessen sämmtliche Unterthanen zum katholischen Glauben zu bekehren. Die Jesuiten hatten es ihm eingeredet, die Maintenon ihn darin bestätigt. Der Minister des Königs von Siam, Constanz, ein geborner Grieche, war bereits gewonnen und bekehrt und ein Freundschaftsbündniß mit ihm eingeleitet worden. Eine Botschaft des siamesischen Königs hatte in Versailles ungeheures Aufsehen erregt; Alles, was fromm sein wollte, und dazu gehörte der ganze Versailler Hof, schwatzte von nichts als von der Bekehrung Siam's. Nun hatte Constanz zu seinen Zwecken eine starke französische Besatzung verlangt, um die einheimischen Großen gänzlich zu unterdrücken; und das französische Cabinet schmei-

chelte sich mit manchen günstigen Aussichten. Es stand eben daran, daß einige Schiffe mit Truppen beladen und von Jesuiten geführt, nach Siam ausgerüstet werden sollte; aber es zeigte sich, zur großen Bekümmerniß der Frau von Maintenon, die diese Angelegenheit mit vorzüglichem Eifer betrieb, daß die Offiziere, die bei dieser Expedition angestellt werden sollten, sich fast sämmtlich weigerten und sich unter allerlei Ausflüchten losmachten. Gezwungen konnte nicht wohl Jemand werden, und so mußte die mächtige Frau zu allerlei Abenteurern ihre Zuflucht nehmen, und doch war die Zahl nicht vollständig.

Kaum hatte ihr nun der Kammerdiener d'Hausset's Namen genannt und sein Begehr mitgetheilt, als eine freudige Bewegung über ihr schönes bleiches Gesicht ging. Sie legte das in rothen Sammt gebundne, mit goldnen Schlössern beschlagne Gebetbuch aus der Hand, als der Offizier hereintrat, erhob sich höher als gewöhnlich aus ihrem Armsessel und nickte freundlicher und huldreicher als d'Hausset erwartet hatte. Er haschte nach ihrem blendend weißen Spitzengewand, das in faltenreicher Fülle um ihre majestätischen Formen floß, um den Kuß der Ehrerbietung darauf zu drücken; sie hielt ihm aber die Hand zum Kusse hin, und somit war ihm das Zeichen einer gnädigen Gewährung seines Bitt-

gesuchs. Der Rittmeister erzählte ziemlich ungeordnet seine Bekanntschaft mit Michelle, gestand, daß er ihr und ihren Eltern die Ehe versprochen, und daß das Mädchen hier sei, um ihn bei'm Könige zu verklagen, weil er nicht Wort gehalten, zu gleicher Zeit aber auch, um Gnade für ihn zu bitten.

„Und Sie wollen das Kind heirathen, Baron?" fragte Frau von Maintenon.

„Wenn es des Königs Gnade mir befiehlt."

„Aber Sie würden diese Ehe ungern eingehen, nicht wahr?"

Er zuckte schweigend mit den Achseln.

Der Zorn Ihres Vaters würde Sie wegen solcher Mesaliance verstoßen, enterben, und der König würde Ihnen wegen Ihres Leichtsinns nicht gnädiger gesinnt sein, als jetzt."

Der Baron horchte hoch auf. „Aber Seine Majestät wird mich zwingen, mein gegebenes Wort zu halten", stammelte er.

„Allerdings. Ein Eheversprechen ist ein heiliges, Gott selbst gegebnes Angelöbniß; damit soll man nicht leichtsinnig umgehen. Doch kann man in gewissen Fällen seines Versprechens von Gott und dem Könige entbunden werden, vorzüglich, wenn man zur Sühne, zur Buße, Gott und dem Könige einen großen Dienst leistet."

„Reden Sie! Beglücken Sie mich, gnädige

Frau!" rief der Rittmeister, der plötzlich seinen ganzen Muth wieder gefunden hatte, feurig aus. „Ich bin zu jedem Dienste bereit."

„Wirklich? Wohlan, es ist eben eine Gelegenheit vorhanden, durch deren weise Benutzung Sie nicht nur Ihres gegebenen Eheversprechens entbunden werden, sondern auch Gott versöhnen und des Königs ganze Gnade erlangen können. Ehre und der reichste Segen der Kirche sind dabei zu verdienen."

Spannen Sie meine Ungeduld nicht noch höher, gnädige Frau. Und seien Sie im Voraus versichert, daß ich mit heißer Begierde diese Gelegenheit ergreifen werde, mir so große Vortheile zu verschaffen."

„Das ist sehr brav von Ihnen. So mögen Sie denn wissen: des KönigsGnade wird Sie zum zweiten Commandeur der nach Siam bestimmten Truppen ernennen. Eilen Sie, Seiner Majestät dafür zu danken, und bereiten Se sich schnell auf Ihre Abreise vor, damit Sie mit der ersten Fregatte, welche in einigen Tagen von Toulon absegeln wird, Ihrer Bestimmung entgegen gehen können."

In des Rittmeisters Gesicht wurden sauere Züge bemerkbar; aber jetzt blieb ihm keine Wahl mehr. Verbannt war er aus dem schönen Frankreich, und mußte noch dankbar die Hand der Frau küssen, die ihn über das Meer schickte. Gern hätte er Michelle

geheirathet; doch das ging nun nicht mehr an. Die Würfel waren gefallen.

„Aber die arme Michelle!“ preßte ihm seine innere Bewegung aus.

„Lassen Sie mich mit dem Kinde reden!“ tröstete ihn die gewaltige Frau, und er ging, schlimmer berathen, als er hereingekommen war.

Michelle wurde eine Stunde später in die Appartements der berühmten Wittwe Scarron geführt. Der strahlende Glanz, der aus den vielbewunderten Augen der schönen hohen Frau auf das befangene Landmädchen niederleuchtete, verwirrte die Letztere so, daß sie, ohne ein Wort zu reden, in die Knie sank, und die Hände mit flehender Geberde zu der gewandten Freundin des Königs emporhob.

„Steh auf, mein Kind,“ sagte die Maitenon gütig. „Der König wird gnädig gegen dich sein. Aber d'Hausset's Frau kannst du nicht werden. Schlag dir das aus dem Sinn. Er muß einer andern und höhern Bestimmung folgen. Lies dir einen Andern aus. D'Hausset sagte mir, du hättest früher schon einen Geliebten gehabt. Vielleicht vereinigt ihr euch wieder. Alte Liebe hält immer wieder.“

„Ich verlange den Baron d'Hausset nicht zum Gemahl,“ versetzte Michelle mit Staunen.

„Desto besser, Kind!“ rief Jene erfreut. „Liebst du deinen frühern Geliebten noch?“

„Ihn lieb' ich allein!“

„Schön, schön! Wir wollen ihn für dich gewinnen, liebes Kind. Du sollst ihn haben, wenn er noch nicht vermählt ist. Darauf geb' ich dir mein Wort. Wo ist er! wie heißt er?“

„Er ist auf den Galeeren in Toulon.“

„Auf den Galeeren!“ rief die Favoritin entsetzt.

Michelle fand Muth und Muße, zu erzählen, was Luc für seinen Vater gethan. Sie bekannte sich als die, über deren Bekehrungsversuch der alte Pfarrer verurtheilt worden, und nannte d'Hausset als den Angeber. „Gnädige Frau,“ schloß sie, „ich bitte um nichts, als um Gnade und Befreiung des armen Lucas. Zwar ist er ein Calvinist, aber ich wage es, Sie um seinen Schutz anzuflehen, die Sie selbst einst diesem Glauben mit Eifer angehängt, für den Ihre Ahnen *) einst mit Ruhm gefochten haben.“

Die große Heuchlerin war von der hochedeln Kindesliebe des Jägers gerührt, sie war geschmeichelt

*) Die Herren von Aubigné, die Vorfahren der Maintenon, waren eifrige Calvinisten gewesen und hatten zur Zeit der Liguen und Heinrichs IV. für ihren Glauben das Schwert geführt. Franziska d'Aubigné (die Maintenon) selbst war erst in ihrem achtzehnten Jahre mit List zur Abschwörung des Calvinismus bewogen worden.

von Michelle's Bitte um ihren Schutz, und mit einer Thräne im schönen Auge erinnerte sie sich, wie standhaft sie selbst dem calvinischen Glauben einst ergeben gewesen war.

„Ich versprach dir vorhin deinen Geliebten zum Gemahl," sagte sie weich, „ich nehme jetzt mein Wort nicht zurück. Verharre hier, bis ich wiederkehre."

Nach diesen tröstlichen Worten trat die hohe Frau in die Gemächer des Königs, die unmittelbar an die ihrigen stießen.

Mit wohlgefälligem Lächeln hörte Ludwig aus ihrem Munde, daß sie den Rittmeister d'Hausset für die Expedition nach Siam gewonnen. Hierauf erzählte sie mit jener hinreißenden Anmuth, die ihr eigen war, in kurzen kräftigen Zügen Luc's und Michelle's Geschichte. Der König erinnerte sich sehr gut des über den Pfarrer Sellier verhängten Urtheils.

„Und was soll aus dem Jäger werden?" fragte er.

„Er ist kein Verbrecher. Nie machte er einen Versuch, seine Geliebte zu bekehren."

„Wohl, aber er hat den König betrogen."

„Der Kerkermeister, der sich bestechen ließ, noch mehr, Sire. Ich glaube es wäre der einzige mögliche Fall, wo ich Ew. Majestät auch betrügen könnte, meinen Vater, wenn ich ihn noch hätte, von den Galeeren zu befreien. O Gott, mein Vater mußte

im Gefängnisse sterben; ich wurde in seinem Kerker geboren und konnte ihm nicht helfen! Wäre mir vergönnt gewesen, zu handeln wie diesem Jäger!"

Der König drückte ihr die sammtweiche Hand. „Die Galeeren hat der Jäger wenigstens nicht verdient. Aber er ist ein Calvinist."

„Kommen Sie, Sire, und sehen Sie, ob dieß Kind nicht geeignet ist, ihren Geliebten zur allein seligmachenden Kirche zurückzubringen."

Ihn an der Hand nehmend, führte sie ihn in das Zimmer, worin Michelle verharrte. Als sie den großen schönen Mann voll edler angeborner Würde hereintreten sah, warf sie sich zu Boden. Ludwig faßte sie am Kinn, und indem das süße Lächeln, womit er weiblicher Schönheit zu huldigen pflegte, über seinem männlich schönen Gesichte schwebte, fragte er: „Bist du gut katholisch und willst es bleiben?"

„Streng hing ich stets am wahren Glauben meiner Vorfahren, und werde nimmer davon lassen," stammelte Michelle."

„So führe auch deinen Geliebten in den beglückenden Schooß unsrer Kirche."

„Er ist so brav und edel, daß er nicht besser werden kann."

„Sie haben recht," wandte sich der König zu seiner Freundin. „Einige Tausend dieser Mädchen würden besser bekehren, als zehn Mal so viel Dra-

goner. Wir wollen es ihr überlassen; sie wird ihr Bestes thun.“

„So ist er frei?!“ rief Michelle aufjubelnd.

„Ich werde dir meinen Befehl zu seiner Freilassung einhändigen lassen.“

Das entzückte Mädchen stürzte hinzu und bedeckte des Königs Hände mit Küssen. Er duldete es lächelnd, und mit größerm Wohlgefallen, als der Maintenon lieb war, betrachtete er sie eine Zeit lang. Da winkte die Favoritin zur Seite und ein Kammerherr trat herein und bat den König im Namen des Rittmeisters d'Hausset um Gehör.

„Er kommt, sich bei Ihnen zu bedanken, Sire. Doch wollen Sie nicht die Gnade haben, erst den Befehl für die Kleine ausfertigen zu lassen?“

Der König erhob sich. Frau von Maintenon winkte Michelle zu, sich zu entfernen. Der Kammerdiener führte sie in sein Zimmer. Eine halbe Stunde darauf trat er mit dem heilspendenden Papier herein, und wenige Minuten später lag das selige Mädchen an ihres Bruders Brust und weinte Freudenthränen. Antoine miethete einen Wagen, der sie ohne Zögern Versailles entführte nach Toulon zu.

Die Nebel lagen in dichte trübe Massen geballt auf dem Meere. Vom Lande her pfiffen die ersten

kalten Herbstwinde. Der Morgen konnte sich lange nicht aus den Hüllen und Schleiern seiner Mutter loswinden. Auf den Schiffen, die vor Anker lagen, regte sich noch nichts, und nur von der Stadt herüber wurden einzelne Laute hörbar. Ruhig lagen einige mächtige Galeeren auf dem Wasserspiegel des Hafens, dazwischen eine Fregatte. Da tönte die Glocke des Bagno, der dem Hafen gegenüber lag, und in dem halb unterirdischen, niedrigen Steinhause, dessen Fenster mit ungeheuern Eisenstäben vergittert waren, wurde es lebendig. Eine der Galeeren setzte ein Boot aus und ruderte an's Land. Soldaten mit geladenen Gewehren stiegen heraus und verfügten sich in den Bagno. Nach einer halben Stunde wurde die Thüre desselben wieder geöffnet, Kettengerassel und Flüche verkündeten das Nahen von Galeerensklaven, und bald sah man durch den dicken Nebel zwischen zwei Reihen bewaffneter Soldaten eine Anzahl bleicher, wüster Gestalten, die zusammen an eine Kette geschmiedet waren, einherwanken. In den meisten dieser verzerrten Gesichter drückte sich leichtsinnige Freude aus, nur in einigen Kummer und Betrübniß. Unter den Letztern war ein kräftig gebauter junger Mann, mit ernsten Zügen und ruhiger würdevoller Haltung. Es war Lucas Sellier. Neben ihm ging ein alter Korporal, der ihn nicht ohne Mitleid betrachtete.

„So ist es denn wahr, was ich bis jetzt noch nicht habe glauben können,“ fragte Luc seinen Begleiter, „daß wir mit der Fregatte „Dädalus“ nach Siam sollen?“

„Die Nachricht hat sich bestätigt,“ versetzte der Korporal. „Die Herren Jesuiten wollen in dem Lande dort eine Festung nach unserer Art anlegen, und befürchten zu solchem Bau möchten die Leute dort nicht zu brauchen sein, vielleicht auch sich nicht brauchen lassen. Deshalb haben sie dem Könige in den Ohren gelegen, wie immer, und da ist der Befehl gekommen, daß eine Kette mit hinüber soll, um dort zu arbeiten, zu schanzen und zu bauen. Das ist die Sache!“

„Das Land muß ja ungebührlich weit sein?“

„Weit noch über unsere Inseln hinaus, wie man sagt,“ nickte der Korporal treuherzig.

„Dann kehren wir nie nach Frankreich zurück,“ ließ sich Luc in einem wehmüthigen Tone weiter vernehmen.

„Schwerlich!“ entgegnete der Alte, und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. „Mich dauert Keiner weiter, als du. Die Meisten sind verworfenes Volk, an dem nichts verloren ist. Du hättest ein besseres Loos verdient, als in die Hände solcher Kannibalen zu fallen, und den Geist in Hitze und Frost, Hunger und Durst aufgeben zu müssen.“

Luc sah düster vor sich hin, ohne ein Wort zu sagen.

Sie kamen an das Boot. Das Vaterland verwünschend, dem Boden fluchend, der sie geboren, stiegen die Vordern mit scheußlichem Gelächter ein. Da kam die Reihe an Luc. „Bücke dich mit mir, sonst kann ich den Boden nicht erreichen," flüsterte er seinem Nebenmanne zu, mit welchem er zusammengeschmiedet war; doch dieser grinste und höhnte ihn an.

„Unmensch!" rief Luc, „du wirst mir den letzten Kuß nicht verwehren wollen, den mein Herz der Erde meines Vaterlandes aufzudrücken begehrt?"

Der Korporal stieß den Wicht in's Genick, daß er zur Erde fiel, und Luc beugte sich ungehindert, küßte den Boden und sprach leise: „Gott sei mit dir, Frankreich, Land meiner Väter! Ich muß auf ewig von dir scheiden. Du hast mir ein Glück mildmütterlich gegeben, das überschwengliche Glück reiner Jugendliebe. Dankbar segne ich dich dafür. Leb' wohl!" —

Das Boot stieß ab, sie langten auf der Fregatte an, und wurden in dem untern Schiffsraum angeschlossen. Der Nebel legte sich wie ein Trauermantel umher und verbarg Frankreichs Küsten ihren Blicken.

„Geht es heute noch fort?" fragte Luc den Sklavenaufseher.

Wir erwarten heute oder morgen noch eine Abtheilung Truppen mit den Officieren. Sobald diese an Bord sind, werden die Anker gelichtet. Die Herren Patres Jesuiten sind schon sehr ungeduldig, und wir haben wahrlich keine Zeit zu verlieren, sollen wir nicht an der afrikanischen Küste Alle ersaufen."

„Desto besser!" versetzte Lucas trüb. —

Noch zur Mittagszeit lag der Nebel auf dem Meere, da flog wieder ein Boot nach der Fregatte „Dädalus" hinüber. Ein einzelner Mann stieg an Bord und fragte nach dem Aufseher der Sklaven. Gleich darauf gingen Beide nach dem untern Raume; der Aufseher trat zu Luc, flüsterte ihm etwas in's Ohr und zog sich dann ein Paar Schritte zurück. Der Fremde kam heran. Luc reichte ihm mit einer wehmüthigen Miene die Hand und sagte leise: „Ich danke dir, lieber Letrait, daß du mir noch Wort gehalten; fast wärst du zu spät gekommen. Wie steht's mit den Alten?"

„Sie sind glücklich hinüber und wohnen in einem Dörfchen im Canton Wallis. Dein Vater hat ein Haus mit Garten, Weinberg und Feld gekauft. Sie sind Beide gesund und wohl."

„Gott sei Dank!" lispelte der Galeerensklave mit gefalteten Händen. „Und wie geht's euch im Gebirge?" fragte er noch leiser.

Letrait wisperte ihm lange zu; dann reichten sie sich die Hände zum Abschied. „Lieber,“ sagte Luc zuletzt mit schwankender Stimme, „wenn du heim kommst, so schleiche dich ein Mal zur Abendzeit zu le Bourg d'Oysians, und suche die zu sprechen, die ich so lang im Herzen tragen werde, bis es nicht mehr schlägt. Bring' ihr meinen letzten Gruß, sag' ihr, daß ich treu geblieben bis in den Tod, daß meine Liebe zu ihr unsterblich sein werde. Möchte sie glücklich werden, die treffliche Jungfrau, sie verdient es!“ —

Die Nebel rissen plötzlich voneinander und flatterten, wie zerfetzte Gewänder, über Meer und Land hin; die Sonne warf siegreiche Strahlenpfeile aus, der Himmel wurde blau, das Meer wurde grün, und lachend und leuchtend breitete sich Frankreichs reizendes Ufer vor den Blicken aus, majestätisch stieg die stolze feste Stadt empor. Und im Sonnenglanz flog wieder ein Boot der Fregatte zu. Aller Augen wendeten sich nach diesem Boote; denn die darin saßen, ein Mädchen und ein Jüngling, ließen in den hochemporgehobenen Händen schneeweiße Tücher flattern, ein Zeichen schöner Bedeutung. Deshalb drängte sich die ganze Schiffmannschaft an Bord, als das schöne Pärchen ausstieg, und die stürmische Frage: „Was bringt ihr?“ ertönte von allen Seiten.

„Begnadigung des Königs für Lucas Sellier,

den Galeerensklaven!" rief die reizende Jungfrau mit verklärtem Angesichte, und von dem alten Korporal geführt, gelangte sie an die Stelle, wo Lucas und sein Landsmann sich eben zum Abschied umarmten. Ein freudiges Getöse störte sie; Luc schaute um sich — und Michelle lag an seiner Brust.

„O Michelle! Michelle, was thust du?" rief er von überraschender Freude und Schmerz gleich stark bewegt. „Du machst mir den Abschied zur Höllenqual! Wir hätten uns nicht wieder sehen sollen."

„Nicht Abschied!" jauchzte Michelle. „Gnade des Königs für dich! Du bist frei und bist mein!"

„Frei?!" fragte Luc und der Zweifel ließ den Ton der Freude noch nicht recht aufkommen.

„Frei?" wiederholten die Sklaven mit neidischen Blicken.

„Hier der Gnadenbrief des Königs!" versetzte das glückliche Mädchen und hielt das Geschrift hoch empor. Luc's Augen starrten darauf. Da trat der Gouverneur des Hafens und des Bagno, der Michelle auf das Schiff nachgefolgt war, hinzu, und bestätigte Michelle's Aussage.

Jetzt umschlang Luc die Geliebte, sein Haupt ruhte eine Minute an ihrer Brust, aber er sagte kein Wort. Als er sich wieder aufrichtete, rollten zwei große Thränen über seine Wangen.

Michelle's Ungeduld wurde noch auf eine harte Probe gestellt. Zwar hatte der Gouverneur sogleich Befehl gegeben, den Lucas Sellier von der Kette loszumachen, eh' aber die Schmiede aus der Stadt herbei geholt wurden, verging noch eine geraume Zeit. Im Beisein der neidischen Galeerensklaven, die sie mit frechen Blicken betrachteten, konnte sie ihrem vollen Herzen unmöglich freien Lauf lassen, und sie beneidete Antoine, der den Geliebten umarmen, küssen und mit ihm plaudern konnte.

Endlich erschienen die lang ersehnten Schmiede, zum zweiten Mal legte Luc das Haupt neben den Ambos, die Niete flogen aus den Schellen, die Kette sank, und als ein freier Mann lag Lucas weinend an seines treuen Mädchens Herzen.

Da erschallte wieder Getöse vom Ufer her, man bemerkte Bewegung im Hafen, die Soldaten marschirten auf, Boote wurden losgebunden und bemannt, und kamen näher. „Die Officiere sind angekommen!" erschallte es, und gleich darauf erschienen die stattlichen Herrn mit einer beträchtlichen Anzahl Jesuiten auf dem Verdeck des Schiffs, laut begrüßt von der versammelten Schiffsmannschaft. In diesem Augenblicke traten Lucas, Michelle, Antoine und Letrait, Arm in Arm aus dem untern Schiffsraum hervor, um sich an's Ufer übersetzen zu lassen.

„Michelle!" rief einer der Officiere, ein zier-

licher Mann und eilte aus der Mitte der Andern auf das staunende Mädchen zu. Sie erkannten D'Haußet. Aber plötzlich blieb er bei Lucas Anblick wie in den Boden gewurzelt stehen; sein Gesicht war verwandelt, Schrecken furchte, Blässe überzog es.

„Der wilde Jäger!“ stammelte sein bebender Mund.

„Wie kommen Sie hierher, Herr Baron?“ fragte Michelle vergnügt.

„Ich gehe nach Siam,“ versetzte er kleinlaut.

„So wünsche ich Ihnen eine glückliche Reise, und habe zugleich die Ehre Ihnen meinen Verlobten vorzustellen, der König hat ihn auf die Fürsprache der Frau von Maintenon begnadigt und mir wieder geschenkt.

„Wir kennen uns schon, Herr Baron,“ bemerkte Luc lächelnd. „Und da wir uns wohl nie wieder sehen, so leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ sagten Michelle und Antoine. D'Haußet stand wie vernichtet. Erst als sie bereits in das Boot hinabgestiegen waren, ermannte er sich und rief: „Er ist der wilde Jäger, der viel brave Dragoner erschossen hat. Man muß ihn festnehmen. Er und die kleine schöne Schlange haben mich um dreitausend Livres geprellt und nun schicken sie mich

nach Siam. Er muß in's Gefängniß geworfen werden."

Aber der Gouverneur hielt dem Tobenden des Königs unbeschränkten Gnadenbrief entgegen und die andern Officiere lachten den Betrogenen aus. Still setzte er sich nun in eine Ecke und verfolgte das rasch dahin gleitende Boot mit den Augen.

Einige Stunden später lichtete der Dädalus die Anker.

Im rothen Glanz der Abendsonne stieg ein Wanderer von den hohen Schnee- und Eisgebirgen in das schöne Walliserland, das furchtbare Rhonethal hinab. Es war ein gemeiner Schweizerbauer, mit Tasche und Eisstab, der seine Schritte thaleinwärts hastig förderte. Sein Ziel schien ein Dörfchen zu sein, das auf der einen Seite an den Fluß, auf der andern an einen rebenbeflanzten Hügel gelehnt, sich von oben gar freundlich ausnahm. Unten im Thale am Flusse hin, zogen sechs bis sieben, theils mit Menschen, theils mit Effecten bepackte Maulthiere, ebenfalls dem Dörfchen zu, und der Bergwandrer ergötzte sich an ihrem hurtigen Schritt. Doch ereilte er die friedlichen Hütten noch um eine große Strecke eher. Das oberste Haus an jenem Hügel, aus dessen Fenstern man eine große Krümmung des Flusses

übersehen konnte, lag jetzt vor ihm; er bog um die Ecke. Auf einer kurzen Leiter, die an des Hauses Gemäuer gelehnt war, stand ein alter, ehrwürdiger Mann und schnitt mit dem krummen Winzermesser köstliche blaue Trauben von dem mächtigen Weinstock, der üppig emporgewachsen die ganze Vorderwand des gemächlichen freundlichen Hauses mit reichen Ranken, Blättern und Früchten überdeckt hatte. Unten auf dem Boden stand ein gutes Mütterchen und empfing die köstlichen Gaben aus des Schnitters Hand und sammelte sie in einem Korbe. Die Abendsonne legte ihr Gold schmeichelnd um Hütte und Weinstock, Fenster und Trauben und das alte zufriedene Paar. Unten erglänzte der Strom, auf dem die Schifflein wie zu ruhiger Sabbathfeier hinglitten, die Gletscher glüheten in des Himmels Feuer, die Winzer sangen, schwer beladen heimkehrend, die Hirten jubelten von den Bergen herab, und die Maulthiere kamen mit den Reisenden näher und näher. Es war ein herrlicher idyllischer Anblick.

Da gewahrte der Alte auf der Leiter des Mannes, der von den Höhen gekommen war, und rief der Frau zu: „Sieh da unser Bote!" Und so rasch als es seine steifen Glieder erlaubten, stieg er die Leiter herab, eilte auf den Bauer zu und fragte hastig: „Nun, Jokel, was bringst du mir für Nachrichten aus Vizille? Wie befindet sich mein Sohn?

Wird er meinem Wunsche nachgeben und zu uns kommen?“

„Herr Pfarrer,“ versetzte der Bauer ruhig, „ich bitt' Euch, erwartet nicht zu viel. Faßt Euch in Geduld, wie Ihr uns so schön lehrt und ertragt in christlicher Demuth, was ich Euch zu erzählen habe. Ich kam nach Vizille, dort hatte sich wie überall, auf höhern Befehl die Strenge der Dragoner gegen unsre Glaubensgenossen erhöht. Viele wanderten noch aus, viele gingen in die Messe und wurden katholisch. Im Wirthshause erkundigte ich mich nach Euerm Sohne. Man erzählte mir viel Seltsames von ihm, was ich nicht glauben wollte. Ich ging in sein schönes großes Haus, und begehrte mit ihm zu reden. Mit einem verdrießlichen Gesicht trat er mir, wie ein reicher vornehmer Mann entgegen, und fragte kurz nach meinem Willen. Da richtete ich zuvor die Frage an ihn: Seid Ihr auch wirklich, Herr Zachée Sellier, der Steinschleifer? —

Das bin ich heute zum letzten Mal, versetzte er, mach's kurz, Bauer und sag' was du willst. Nun sagte ich Eure schönsten Grüße an ihn und Euern sehnlichsten Wunsch, daß er sich der Plackerei entziehen und mit seiner Ehefrau nach der Schweiz zu Euch kommen möchte. Vater und Mutter ließen

ihn bitten und ihm sagen, alles Unerfreuliche, was vorgefallen sei, solle vergeben und vergessen sein, er möge nur kommen. Da lachte er laut auf, und sagte, er habe ein bessres Theil erwählt. Ihr hättet ihm Schande gemacht und er habe mit Euch ferner nichts mehr gemein. Auch sei er zur Erkenntniß des wahren Heils gekommen, und nehme morgen mit dem Namen Bännegon den wahren Glauben an. Am andern Tag, Herr Pfarrer, sah ich, wie Euer Sohn sein Weib und seine Schwiegereltern als neue Katholiken die Firmelung erhielten. Statt Sellier heißt er Bannegon."

„Zachée — ein Papist!" schrie der alte Pfarrer und sank zusammen. Die jammernde Hausfrau eilte ihm zu Hülfe. Er erholte sich bald wieder, und setzte sich auf die Steinstufen des Hauses. Große Schweißtropfen rollten von seiner bleichen Stirn.

„Zachée, mein Zachée ein Papist, ein Katholik, meinen Namen verworfen!" weinte er, wie ein Kind. „Das ist das Schlimmste, was ich zu ertragen habe, Herr Gott!" seufzte er auf, „gib mir Kraft!" Nach einiger Zeit wandte er sich zu dem Boten mit den Worten: „Sagtest du ihm nicht von der Edelthat seines Bruders Lucas?"

„Wohl that ich es, aber er gab mir lachenden

Mundes die Antwort: nicht alle seien solche Narren, wie Luc.“

„O über den schändlichen Buben!“ kreischte der Pfarrer im aufglühenden Zorne. „Nie soll sein Name mehr in mein Ohr dringen, nie Jemand wissen, daß er mein Sohn war. Fluch diesem Zachée, der meinen Namen und Glauben verwirft, Fluch ihm, dem Bösewicht, seinem Hause und seinen Kindern!“

Nicht Fluch! Nicht Fluch! Er ist Euer Sohn!“ rief eine bekannte Stimme. Erstaunt wandten das bekümmerte Ehepaar und der Bote die Häupter, und: „Luc! Luc!“ riefen die alten, wie aus einem Munde. Die Maulthiere bogen eben um die Ecke, und Antoine und Letrait, der ihr Führer gewesen war, traten auch hinzu. Der Sohn lag aber an den Herzen seiner weinenden Eltern, und sie drückten und küßten ihn, gaben ihm die süßesten Namen und bestürmten ihn mit zärtlichen Fragen. Er aber wand sich los, ging und nahm die fernstehende Michelle bei der Hand, führte sie seinen Eltern zu und sprach: „Hier ist meine Braut; wird Euch die Katholische nun willkommen sein?“

Statt aller Antwort zog der Pfarrer die Liebliche an seine Brust und bat sie weinend: „Vergieb mir, meine Tochter!“

„Liebt mich, wie ich Euch lieben werde,“ versetzte Michelle. „Zwar bring' ich Euch keine Reichthümer mit, aber wir wollen für Euch arbeiten.“

Alle Viere umschlangen sich wechselseitig. Die Sonne überpurpurte ihre freudelachenden Gesichter mit dem schönsten Scheidekuß.

„Madelaine!“ sagte der Pfarrer, der Abend unsres Lebens hat schön begonnen.“

Der Blumenvater.

Stillleben.

Mütterchen!" rief die kleine, sechsjährige Lisette und sah ungeduldig auf das Strickzeug in ihren Händen, dessen angegilbter Teint von überlanger Beschäftigung damit zeugte, „Mütterchen, ich habe gerade zwei Finger breit gestrickt. Siehst du!" und dabei zupfte und zerrte das holde Blondköpfchen an dem baumwollnen Maschennetz, um das etwa Fehlende an dem vorgeschriebenen Maß durch Ausdehnung des Gefertigten zu gewinnen.

„Nein! nein!" versetzte die schöne, ernste, schwarzgekleidete Dame, die eben in das einfache, noch von zwei Damen, einer alten und einer jungen, bevölkerte Zimmer getreten war. „Du suchst mich zu hintergehen, Lieschen. Ich kenne deine Schelmerei. Du hast nun schon zwei Wochen lang an diesem deinen Strumpfe herumgezerrt. Du wirst ferner keine Strümpfe haben, wenn du dir keine strickst. Habe ich dir nicht oft gesagt, daß du nach des guten Vaters Tod deinen Fleiß verdoppeln mußt. Er kann nicht mehr für uns sorgen, wir müssen es selbst thun. Sieh, wie fleißig die Großmutter stickt, und ist eine so bejahrte Frau, wie fleißig deine Schwester Mathilde näht! Und siehst du mich etwa jemals müßig gehen? Dir allein will die Arbeit nicht schmecken."

„Ach, Mütterchen,“ sprach die liebenswürdige Kleine, ich will ja gern arbeiten wie du, und Großmutter und Mathilde; denn ich weiß ja, daß wir arm sind; laß mich doch nur jetzt fort. Es hat schon lange sechs auf dem Thurme geschlagen, die Sonne scheint schon nicht mehr, und nun kommt der Blumenvater aus seinem Garten, und alle die kleinen Mädchen aus diesen Straßen versammeln sich um ihn, und er beschenkt sie alle — alle; soll ich denn heute allein fehlen und keine Blumen erhalten? Mathilde hat die Blumen, die ich bringe so gern, auch Großmutter freut sich darüber, und du selbst riechst zuweilen daran. Auch würde der Blumenvater gewiß nach mir fragen, wenn ich fehlte.“

„Kleine Eitelkeit, was bildest du dir ein!“ lächelte die Mutter. „Wir sind fremd in dieser Stadt und die wenigen Wochen unsres Hierseins haben uns noch keine Theilnahme erworben. Die kleinen Mädchen, die der alte gütige Herr mit Blumen beschenkt, sind lauter Kinder hiesiger Familien, die er kennt, mit denen er in Verbindung steht. Du hast dich als ein Fremdling mit eingedrängt, sein gutes Herz hat dich nicht zurückweisen mögen, und du hast deinen Antheil bekommen, wie die Andern. Aber er wird dich sicherlich eben so wenig vermissen, wenn du fehlst.“

„Ich habe mich nicht zu dem guten Blumenvater

gedrängt!“ rief Lieschen gekränkt. „Ich stand von fern, als er kam und den Korb voll Blumen trug; ich wagte mich nicht zu ihm heran, als er die Blumen unter die Uebrigen austheilte; aber ich glaube, ich habe geweint, und der gute Herr hat mir's angesehen. Er winkte mich herbei und gab mir die schönste Rose. Ich habe sie nicht gefordert, Mütterchen.“

„Das ist sehr brav von dir. Der Arme der da fordert, wird gleich zum Bettler. Und ich möchte nicht, daß meine Lisette auch nur Blumen bettelte. Und du hast nun schon zwei Abende dein Theil von dem „Blumenvater,“ wie du ihn mit andern Kindern nennst erhalten; es würde zudringlich erscheinen, wenn du dich diesen Abend schon wieder unter die kleinen Bewerberinnen stellen wolltest.“

„Du bist zu streng, Auguste,“ nahm die alte Matrone, die Stickerei aus der Hand legend, das Wort, und streichelte die kleine Enkelin. „Kinder und Blumen sind sich so nah verwandt, und gewiß verbindet beide irgend ein sympathetischer Zug. Das scheint der alte freundliche Herr wohl zu fühlen, von dem Lisette uns seit drei Tagen so viel erzählt, und deßhalb beschenkt er die Kleinen mit Blumen. Es ist immerhin seltsam, daß nur Mädchen sich seiner Gunst erfreuen. Es liegt mir darin ein Beweis tiefen wahren Gefühls; denn die junge weib-

liche Seele, die kleine Gestalt des Mädchens ist die Verwandte der Blume, der Knabe ist ein junger Baumstamm. Und Lisette gerade ist eine wahre Blumennatur, sie verspricht der Centifolia gleich zu werden, die ihres alten Gönners erstes Geschenk war. Laß das Kind dem Zuge seiner Natur folgen. Und auch der alte Herr scheint glücklich zu sein, wenn ihn die kleinen Dinger umschwärmen und ihm seine Blumen abnehmen. Warum willst du beiden aus überzarter Besorgniß die Freude vergällen?"

„Sie wissen ja, theure Mutter, daß ich, seit wir arm geworden sind, für jeden Luftzug des Lebens empfindlicher geworden bin. Oft scheint mir der Lufthauch eines Zephyr ein schneidender Nordwind. Bin ich allzu subtil, so ist dieß das allgemeine Loos unverschuldeter Armuth."

„Es sind ja nur ein Paar Blumen, liebe Mutter," erhob Mathilde, die achtzehnjährige sittsame Jungfrau die Stimme, und mit dieser das seelenvolle blaue Auge voll Thränen zur Mutter. „Ich sah es gestern Abend aus dem Fenster unsres Schlafzimmers, wie der alte würdige Herr draußen vor dem Zwinger stand, die lieben kleinen Wesen um ihn, ihm zujauchzend, ihn an den Kleidern fassend und ihre kleinen Händchen nach ihm ausstreckend. Lisette blieb in bescheidener Entfernung; aber ich gewahrte deutlich, wie er ihr winkte, ihr die Hand

reichte und die ihrige lange in der seinigen festhielt, und dann ihr die schönsten Blumen aus seinem Korbe aussuchte.“

„Er hat mich gefragt, wie ich heiße und mich auf die Stirne geküßt,“ weinte die Kleine. „Er hat mir die Blumen geschenkt, und ich habe sie nicht gebettelt.“

„Nun so geh' und bring' ihm unsern Dank,“ sprach die Mutter wieder gütiger.

Da klärte sich das kleine Rosen umblühte Engelsantlitz des Kindes zu einem holdseligen Lächeln auf. Sie küßte die Hand der Mutter und Großmutter, warf der Schwester ein Kußhändchen zu, und hüpfte hinaus. Wie eine junge Silphide flog sie über die Straße, die blonden Locken tanzten von Westlüften geküßt und gewiegt, auf Nacken und Schultern, das Kleidchen flatterte, sie eilte dahin, der kleine Wildfang, als wolle sie sich in ein Meer von Freude stürzen, sie breitete die Arme aus, als wolle sie die Welt umfangen und an das harmlose liebe Herzchen drücken.

O in solchem Kinde weht noch Gottes frischer Lebenshauch, jener geheimnißvolle Hauch, der die schmerzlich süße Flamme entzündet und anfacht, die wir Leben nennen, der später sich verflüchtigt, wenn die Flamme, von irdischen Stoffen genährt und übersättigt, heiß und gewaltig lodert und die Feuer-

diener, Sinnenlust und Leidenschaft sie schüren! Wir, die erniedrigten, verschlechterten Menschen sollten anbeten vor solchem Kinde; denn auf Erden ist nichts, kein Lebender und kein Starres, worin Gott mehr waltete, als in der Brust eines kleinen Mädchens. Ja hier schwebt der Geist Gottes über dem Embryo einer neuen Welt, wie am ersten Schöpfungstage, ernst, sinnend, lächelnd, unbewußt der Trägerin. Hier ist eine lebende Heilige, eine unbefleckte Maria, in welcher der Gott noch ungeboren schlummert.

Der anmuthige Hügel oder vielmehr die mäßige Bergerhebung vor der schöngebauten Katharinenvorstadt, trägt auf seiner Spitze eine geräumige sonnenhelle, reinliche und freundliche Kapelle, der heiligen Katharina geweiht. Wie die Vorstadt, die Straße, die Kapelle, so hat der Berg seinen Namen von dieser berühmten Heiligen, er heißt der Katharinenberg. Die nördliche Seite desselben nehmen schöne Obstpflanzungen ein, die der reichdotirten Kapelle eigenthümlich gehören, die südlichere sanfte Abdachung ist in schöne Gärten abgetheilt, aus deren oberer Partie man die schönste Aussicht auf die ganze tiefer liegende Stadt, auf die weite, ziemlich flache mit Dörfern, Höfen, Hainen und Hügeln besäete Umge-

gend, durch welche ein majestätischer Fluß seine schiffbaren Bogen zieht, und auf das in der Ferne dunkelblau auftauchende Gebirge genießt. Hinter sich hat man die Kapelle und die Landstraße, welche die Gärten von der Baumpflanzung trennt, und auf der es nie leer wird, vor sich das Grün der Obstbäume und Weinstöcke, der Rosen und der Blumen, unten ein grünes anmuthiges Thal, in welchem der Friedhof der Stadt sich ausbreitet und über das Alles hinaus den Blick in die Ferne!

Der schönste und größte dieser Gärten gehörte einem alten Obristen von Scharfenstein, einem fast achtzigjährigen, aber sehr muntern und rüstigen Greis. Er war eine jener seltsamen Naturen, die das Leben nicht aus sich herausleben, wie die meisten Menschen thun. Diese gleichen einem Licht, das alle seine Strahlen nach Außen sendet und all seine Lebenskraft verzehrt, um nur zu strahlen — zu prahlen, zu vergeuden, alles brillant zu beleuchten und sich dadurch genießbar zu machen. Der alte Scharfenstein war kein Brillantfeuermensch. Er trug auch ein Licht in sich, oder vielmehr ein Leuchtendes, das war aber ein Talisman, ein Edelstein, der seine Lebenskraft von Außem empfängt und statt auszugeben, einnimmt. In diesem stillen heitern Licht verklärte sich das Alter dieses sehr würdigen Greises. Die angedeutete Eigenthümlichkeit seiner Gemüths-

welt war es vielleicht, die ihn vor der Hinfälligkeit der höhern Lebensjahre bewahrt hatte; es schien als hätten die Launen und Schwächen des Alters kein Recht an ihn, dessen Auge stets Freude lächelte, auf dessen einnehmenden Zügen Friede und Freundlichkeit ruheten, dessen aufrechter rascher Gang an einen rüstigen Mann erinnerte.

Am höchsten Punkt des Gartens hatte sich der Oberst einen kleinen aber schönen Pavillon erbaut Parterre ein offener Salon dem Thale zugekehrt, oben ein Altan, der um das Häuschen herumlief und von den Säulen und Geländern unten Wein und Epheuranken empfing, daneben rechts ein niedliches Gewächshaus, links ein ganz in derselben Form erbautes Bienenhaus, beide Flügel des Gartenhauses. Es war Alles sehr bequem und elegant, keineswegs aber prächtig eingerichtet. Sowohl der Salon und der kaum vor demselben, als auch der Altan, war mit Topfblumen aller Art besetzt; im Gewächshaus fand man die seltensten und schönsten Blumen wärmerer Himmelsstriche; der Garten selbst war nur ein Blumenfeld. Die Hecken und Zäune bestanden aus Rosen-, Holder- und Jasmingebüsch, ganze große Beete waren mit Hunderten verschiedener Rosensorten bepflanzt, man sah Strecken mit Levkoyen, Lilien, Narcissen, Geranien, Reseda, stolze Sonnenblumen und das bescheidene Veilchen. Es

gab keine vaterländische Blume, die nicht in dem großen, sonnigen Berggarten ihr Plätzchen gehabt hätte und liebevoll gepflegt worden wäre. Das Auge weilte entzückt auf dieser bunten, duftenden Flur, die zarten gebrechlichen Blumenkinder hatten hier eine schützende Heimath gefunden. Vom frühesten Morgen bis zur Abendstunde ging der Besitzer des Gartens auf und ab und wartete seiner Blumen mit still verklärtem Blick. Oft neigte er sich zu der einen oder andern hinab und flüsterte ihr einige Schmeichelworte zu, oder liebkosete ihr, und die bunten holden Frühlingskinder schienen ihn zu verstehen und wiegten die kleinen Häupter auf den schwanken Stengeln wie fröhlich und beglückt über die liebevolle Anerkennung ihres Freundes und Pflegers. Wenn nun der Abend nahete, nahm der alte Mann einen zierlich geflochtenen Korb zur Hand und schritt musternd durch die Beete, mit dem scharfen Gartenmesser die ausgewählten Blumen vom Stocke trennend und im Korbe sammelnd. War der Korb voll, dann band er mit Bastfäden Sträußchen, und wanderte endlich den Korb im Arm tragend, langsam der Stadt zu.

Auf dem Plane zwischen dem Thor und der Vorstadt warteten seiner, jedesmal einige Dutzend kleiner Mädchen im Alter vom vierten bis zum zehnten Jahre, meist Bürgerskinder, doch auch

untermischt mit den Töchtern einiger höher Angestellten, die es noch für keine Schande hielten, ihre Kinder mit denen niedrer Stände spielen zu lassen. Meist verfehlt man in jetziger Zeit nicht, die reinen, unschuldigen Gemüther der Kinder von sogenannter Geburt oder wohl gar Geblüt früh schon mit jenem faulenden Wust der Vornehmheit zu vergiften, der das spätere Leben zu einem zierlichen steifen französischen Garten à la Louis XIV. umwandelt. Aber man hört ja wieder allgemein die Gartenscheere des menschlichen Geistes, als das ächte und einzig wahre Kulturinstrument erheben und preisen, das da Ordnung zu erhalten vermöge, und man fühlt sich erstaunlich glücklich, in der dressirten Natur zu verweilen. Es gehört zum guten Ton, vornehm zu sein, oder sich wenigstens vornehm zu stellen; man muß in jene Schule gegangen sein, in jene würdige Lebensschule, auf welche Göthe's Worte so gut passen:

„Es ist ein gar beschränkter Raum;
Man sieht nichts Grünes, keinen Baum."

wo das collegium logicum der feinen Weltbildung gelehrt wird,

„Da wird der Geist auch wohldressirt,
In span'sche Stiefeln eingeschnürt."

Immerhin mögen die sich gar glücklich fühlen, denen die Dressur zur Natur geworden ist; an ihnen

ist nichts mehr zu bedauern, wenn sie aber den Himmel aus der Brust ihrer Kinder stehlen, den jungen, reinen Gott darin ermorden, wenn sie die freche Hand an die heilige Welt legen, um sie, die sie mit Andacht erfüllen sollte, zu besudeln und mit all dem profanen Wust ihrer gemeinen Vornehmheit zu überladen, so sind sie Gotteslästerer, Tempelschänder, die an das Crucifix eine Karrikatur heften und den Kelch des Altars zum Küchengeschirr entweihen. Der Genius der Menschheit aber weint eine blutige Thräne über den gestohlenen Jugendhimmel, über die vergiftete Unschuld. Kann man denn einem Menschen etwas Schöneres und Werthvolleres rauben, als seine Jugend? Kann man eine größere Sünde begehen als ihm durch Dampf und Nebel die Sterne verhüllen; die noch rein und süß in seine Brust leuchten? O und nun vollends solche Todsünde, solchen Kirchenraub am Herzen des eignen Kindes! Ihr bedauernswerthen Engel werdet allzufrüh um das Paradies betrogen. —

Sobald der Oberst sich an der Ecke zeigte, stürmte die ganze Kinderschaar mit jubelndem Geschrei auf ihn los: „Guten Abend, Blumenvater! Lieber Blumenvater! Guter Blumenvater! Hast du uns Blumen mitgebracht?“ — Und Alle standen sie um ihn herum, größer und kleiner und streckten ihre niedlichen Händchen nach dem alten Herrn aus, der

noch einmal so selig lächelte, und wendeten ihm ihre heitern freude- und erwartungsvoll strahlenden reinen Augensterne zu, aus denen sein innres Licht süße Labe und Stärkung zu saugen schien, Frieden, Unschuld, Heiterkeit. Nun theilte er kosend seine Sträuße aus; aber jede Empfängerin mußte ihm Rede stehen:

„Lieschen, hast du heute der Mutter gehorcht? — Babette, wie hat's in der Schule gegangen? — Leonore, du bist wieder allzuwild über die Straße gelaufen. — Ich glaube gar, Marie, du hast dich wieder mit Buben herumgebalgt.“ — Und Keine der kleinen Verhörten wagte dem geliebten Blumenvater eine Unwahrheit zu sagen; Jede gestand ihren Fehler und erhielt nach Beschaffenheit desselben eine weniger reiche und schöne Blumengabe, mit dem Versprechen bei Besserung auch besser bedacht zu werden. Liebevolle Ermahnungen und Belehrungen waren die gehaltreiche Zugabe des sinnigen Blumengeschenks. Dann nahmen ihm die Aeltesten den leeren Korb ab, Andre drängten sich einen Finger seiner Hand zu erhaschen, und waren, wenn ihnen wieder Andre zuvorgekommen waren, zufrieden und glücklich, einen Zipfel seines Rockes erfassen zu können, und so begleiteten sie ihn, plaudernd und lärmend, selig vor Freude, bis an die Thüre seines Hauses. Dort reichte ihm Jedes der kleinen holden Geschöpfe die

Hand zum Dank und Abschied, und wünschten ihm eine gute Nacht. Es war eine ganz besondere Auszeichnung, wenn ihn die Eine oder die Andre in's Haus begleiten durfte, und nur die Gesittersten, Fleißigsten und Sanftesten konnten darauf Anspruch machen. Wer aber das beste Lob von Eltern und Lehrern aufzuweisen hatte, erhielt an gewissen Tagen auch Zutritt im Garten, und durfte, nach eingeholter Erlaubniß der Eltern mit dem Blumenvater im Pavillon speisen. Dieß war ein hoher Grad von Gunst, den der alte Herr ertheilte; der höchste waren Geschenke von Kleidern, Hüten, Umschlagetüchern, Schürzen, welche die besten seiner Blumenkunden im Herbst, wenn alle Blumen abgeblüht waren, bei Gelegenheit eines kleinen Festes erhielten, wozu er Alle einlud.

Auf diese Weise hatte es der alte Mann nun schon Jahrelang getrieben, und manche Jungfrau grüßte den freundlichen Blumenvater sittig und stand ihm dankbar Rede, wenn er sich nach ihren Angelegenheiten erkundigte; manche junge Dame, die in höhern Zirkeln glänzte, segnete das stille Walten des Greises, und die sinnigen Blumengeschenke; denn sie hatte dadurch den Blumenduft und die Violenfarbe der Unschuld recht schätzen und bewahren gelernt, und die Lockungen der Welt waren an den frommfreudigen Erinnerungen, an den Blumenerin=

nerungen der Jugend abgeglitten. Es war, als wären all die empfangenen Sträuße zu einem schützenden Blumenhain geworden, in dessen schattiger, kühler Tiefe das Herz vor allen Stürmen sicher sei, als habe all der liebliche Blumenduft sich wie ein ätherisches Lebenselement, ein heiliger Gotteshauch, um den Tempel des Herzens gelegt, und kein Unheiliger könne darin athmen und fortdauern; manche junge Gattin sank rein und keusch an des Erwählten Brust, und gestand ihm, jener biedre Greis und seine Blumen seien die Engel ihrer Jugend gewesen, und sie deutete dem lallenden Töchterlein auf den Blumenvater hinaus, und bat Gott, ihn so lange am Leben zu erhalten, daß er auch ihr Kind mit Blumen und frommen Ermahnungen erfreuen möge.

Solch' edle Früchte trug das stille bescheidne Wirken des alten Obersten, das selbst einem holden Blumenleben zu vergleichen war. Denn in der That nahm er von dem Treiben und Thun der erwachsenen Menschen wenig oder gar keine Notiz; bekümmerte sich weder um die Streitigkeiten der Theologen, noch um die der Politiker; seine Liebe und Sorgfalt galten allein den Blumen und den weiblichen Kindern, den Blumen der Menschenwelt; und deßhalb hieß er mit vollem Recht der Blumenvater. Man kannte ihn kaum unter einem andern Namen.

„Der Blumenvater!“ erschallte es aus den kleinen Kehlen, und augenblicklich war der Greis von den leichten Frühlingswesen umringt. Sein Auge lächelte auch frühlinglich, wie seine Blumen und Blüthen; auf sein schönes Haupt war der Blüthenschnee eines noch reizendern Frühlings gefallen, dessen vielverheißendes Licht prächtig über die Hügel des Friedhofs hereinbrach. Er begann seine Fragen freundlich, geschäftig, und theilte seine farbigen Geschenke nach Verdienst aus.

Lisette stand scheu einige Schritte bei Seite und blickte mit ihren süßen Augen sehnsüchtig nach dem Korbe, dem die Freude blumig entquoll. Zuweilen streckte sie die Arme aus, aber sie wagte nicht hinzutreten. Der Greis bemerkte sie.

„Lisette, warum kommst du nicht, deinen Strauß zu empfangen?“ fragte er gütig. „Hast du vielleicht etwas begangen, das dich in deinen eignen Augen des Geschenkes unwürdig macht?“

„Ach nein“, versetzte die Kleine mit weicher Stimme, und Thränen füllten ihre Augen, daß der Blumenvater in solch' einem Verdacht sie haben konnte, „ich habe der Mutter, der Großmutter und der Schwester gehorcht, und heute auch richtig meine zwei Finger breit gestrickt.“

„Nun weßhalb kommst du nicht zu mir wie die Andern, um deinen Strauß zu empfangen?“

„Die Mutter sagte, der Arme dürfe nicht zudringlich sein, sonst werde er lästig, und ich sei ein armes Kind.“ Ein heftiges Schluchzen, ein Thränenstrom verhinderte sie, weiter zu sprechen.

„Tröste dich, liebe Kleine, und komme heran zu mir. Du wirst mir nicht lästig. Sieh', dieser schönste und größte Strauß ist für dich.“ Mild und gütig streichelte er des Kindes feuchte Wange und nahm das zarte Händchen desselben. Lisette lächelte sogleich wieder vor Freude, und hüpfte seelenvergnügt über den herrlichen Strauß. Solch' ein reiner Spiegel ist die Kindesseele; der Hauch des Schmerzes, der ihn getrübt, verschwindet schnell, und sogleich strahlt er wieder im alten Glanz.

Als die frohe Gesellschaft vor dem Hause des Blumenvaters angekommen war, wünschten die kleinen Schmetterlinge gute Nacht und flatterten davon, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen; auch Lisette wollte sich empfehlen, aber der liebreiche Alte hielt sie mit den Worten zurück: „Komm', mein Kind, und besuche mich. Ich will noch ein Paar Wörtchen mit dir plaudern.“

„Aber Mathilde wird auf die Blumen warten“, versetzte die Kleine ängstlich. „Sie freut sich gar zu sehr über den Strauß, und deshalb will ich ihn ihr lieber erst bringen. Dann will ich die Mutter um Erlaubniß bitten und gleich wieder hier sein.“

„Ich will ein so pflichteingedenkes Kind nicht vergebens aufhalten, und Mathilde soll nicht lange auf die Freude warten. Nur zwei Augenblicke! Sage mir, wer ist dein Vater, mein Kind?“

„Der Vater ist gestorben“, klagte Lisette, Thränen in den Augen.

„Bist du denn aus dieser Stadt gebürtig?“

„Nein, wir wohnen erst seit einigen Wochen hier. Früher wohnten wir in A....; da lebte mein Vater noch und da waren wir auch nicht arm. Wir fuhren in einem Wagen und ich hatte viel schönere Kleider als jetzt.“

„Welch' ein Geschäft trieb dein Vater?“

„Er war Kaufmann.“

„Und was treibt denn deine Mutter, seit der Vater todt ist und ihr hier wohnt?“

„Sie stickt, näht, strickt, macht Putz und verrichtet alle weiblichen Arbeiten für reiche und vornehme Leute. Die Großmutter ist an den Füßen gelähmt und kann nicht gehen. Sonst hatte sie ihren Wagen und fuhr darin, jetzt sitzt sie stets und arbeitet; so auch Schwester Mathilde, die aber nicht gelähmt ist. Und ich muß auch alle Tage stricken. Aber es geht uns doch zuweilen kümmerlich, und ich muß alle Abend bei der Mutter im Bette zu Gott beten, daß er uns mehr Arbeit und bessern Verdienst bescheeren möge.“

„Sei du schön fleißig, mein Töchterlein; der Himmel belohnt den Fleiß immer auf eine wunderbare Weise. Denke dir nur stets recht lebendig, daß der weite, blaue Himmel, wie du ihn über die Erde ausgespannt siehst, das große milde Vaterauge Gottes ist, mit welchem er die Welt bewacht. Sei du, wo du willst, im kleinsten Kämmerlein, ein Stückchen von diesem Gottesauge lugt doch durch das kleine Fensterchen auf dich und sieht Alles, was du thust. Bist du nun fleißig und fromm, so lächelt das Auge und Gott freut sich über dich; er gedenkt es dir und weiß es dir bei Gelegenheit gar schön zu vergelten. Und grade die armen Kinder hat Gott absonderkich lieb; vielleicht weil sie fleißiger und frömmer sind als die reichen. Nun geh', Lieschen, und sage deiner Schwester Mathilde, ich freute mich herzlich über sie, daß sie so fleißig sei, und zum Beweis dieser meiner Freude schicke ich ihr diesen schönen Rosenstock. Den soll sie vor sich in's Fenster stellen und sich darüber freuen, wie ich mich über sie. Und morgen hole dir deinen Strauß wieder auf dem Plan.“ Damit übergab er ihr eine prächtige Centifolia in einem Asch, und jubelnd stürmte Lisette damit nach Hause.

Mit den Blumensträußen schien Gottes Segen in die Wohnung der verwaisten fremden Familie gekommen zu sein. Es liefen eine Menge Bestellungen ein. Die vornehmsten Familien, selbst das fürstliche Haus, begannen Madame Gebauer — dieß war der Name von Lisetten's Mutter — zu beschäftigen, und nach einigen Monaten mußten schon fremde Hände angelegt werden, alle Aufträge zu fördern. Lisette brachte regelmäßig ihren Blumenstrauß und besuchte wöchentlich ein- oder zweimal den Blumenvater, mit dem sie sehr vertraut geworden war und von dem sie den ganzen Tag erzählte. Für Mathilde brachte sie noch einige schöne Topfblumen mit, und als die Mutter endlich den alten Herrn durch die Kleine fragen ließ, ob er wohl erlauben würde, daß sie mit ihrer ältern Tochter persönlich ihren Dank für seine freundlichen Geschenke abstatten dürfte, ließ er ihr sagen: er freue sich sehr, die Bekanntschaft einer so braven Frau zu machen.

Der nächste schöne Sommertag wurde zu einem Spaziergang vor das Thor und zum Besuch im Garten des Blumenvaters bestimmt. Höchst einfach, aber sehr anständig und reinlich gekleidet gingen Mutter und Tochter, Arm in Arm; Mathilde führte die kleine Lisette an der Hand. Es war ein rührendes Bild der reinsten weiblichen Sitte und

Zucht in den verschiedensten Lebensaltern: Mutter, Jungfrau, Kind. Hätte die Großmutter mitgehen können, so wären die vier Lebensstufen von vier der Edelsten ihres Geschlechts ausgefüllt gewesen.

Madame Gebauer vereinte mit vieler Gewandtheit und Leichtigkeit im Umgange mit Andern einen so feinen Takt, eine so ernste Würde, daß die Gemeinheit scheu zurückblieb und jede Vertraulichkeit Ungebildeter im Keime erstickt wurde. Eine so gute Schutzmauer ist wahre ächte Weiblichkeit gegen die Außenwelt; selbst die Frivolität erkennt sie unbewußt an und respektirt sie sogar wider Willen.

Diese trefflichen Eigenschaften hatte die Mutter auf die Tochter übertragen; nur war Mathilde stiller, verschlossener; es war, als hätte die Hand des Unglücks das kleine blühende Gärtchen ihrer Jugend mit hohen Steinmauern eng umhegt, und sie genöthigt, sich in sich zurückzuziehen. Meist sind die Eindrücke des Schicksals, die in den Uebergangsjahren vom Kindes- zum Jünglings- oder Jungfrau-Alter empfangen werden bleibend und unauslöschlich für das ganze Leben; die Erfahrungen dieser Zeit sind die Prägstöcke des Charakters. Der innre Gehalt desselben, sein edler oder unedler Werth ist von der schaffenden Natur in ihrer geheimnißvollen Werkstätte bestimmt; sie macht als Münzwardein die Mischung von Gold, Silber, Kupfer und den

geringen Beisätzen. Du mußt zufrieden sein, armer Sterblicher, aus welchem Metall du zusammengeschmolzen wurdest. Das Gepräge gibt dir die reifre Jugend. Wohl dir und Andern, wenn das Schicksal dieser bedeutungsvollen Jahre nicht zum Falschmünzer an dir wurde und den kupfernen Gehalt mit dem prunkenden Goldstempel ausprägte. Mathilde hatte das Gegentheil erfahren. Ihr reines edles Gold war unter den Prägstock der Kupferpfennige geworfen worden. Darum nahmen sie die gewöhnlichen Menschen, die nur auf das Gepräge schauen, für ihres Gleichen; Leute von edlerm Gehalt erkannten bald in ihr das Gold.

Der Oberst kam ihnen freundlich entgegen und behandelte Madame Gebauer mit der größten Achtung. Diese Auszeichnung, die sie schon lange entbehrt hatte, that ihr ungemein wohl, und sie fühlte sogleich eine ganz besondre Zuneigung zu dem gemüthlichen Greis. Mathilden's fromme Augen hingen mit inniger Verehrung an den edeln wohlwollenden Zügen des Blumenvaters; jeder ihrer Blicke war eine stumme und doch beredte Huldigung, die sie edler Mannesgröße darbrachte, und doch fühlte sie sich auch vom Wesen seiner Liebe so angezogen, daß sie sich zuweilen eine Blume zu sein wünschte, um sich dieser Liebe zu erfreuen. Sie ahnte nicht, daß sie die schönste und edelste Blume in des Greises

Garten werden sollte, der reizendste Gegenstand seiner zärtlichsten und innigsten Liebe.

„Sie sehen hier den sichern, wohlverwahrten Hafen eines von Stürmen wildgepeitschten und auf dem Meere des Lebens arg umhergeworfenen, alt und leck gewordnen Schiffes", sprach der Oberst zu den Damen, auf seinen Blumengarten deutend. „Von Menschen kommt eigentlich wenig Anderes zu mir, als meine kleinen Freundinnen, die unschuldigen künftigen Mütter des nachfolgenden Geschlechts. Ich sehe in ihnen die Träger der Menschheit, die edeln heiligen Wesen, geschaffen zu beglücken und glücklich zu sein, und die ihren großen Zweck Alle erfüllen würden, wenn Andre und Alle sie betrachten und erziehen würden, wie ich, als Blumen nämlich, deren jede ihre eigenthümliche Schönheit hat, aber auch ihren besondern Boden, ihre eigne Pflege verlangt. Ich fühle mich wahrhaft glücklich unter diesen Kindern und diesen Blumen. Beide tragen ohne Prunk und Prätension die ihnen von der Natur gütigst verliehenen Reize ohne Falsch und mit rührender Unschuld zur Schau, unbekümmert, ob sie bemerkt werden, oder nicht. Nicht, daß ich die erwachsenen Menschen haßte oder verachtete! Gott bewahre mich vor solcher Sünde! Ich bin selbst ein schwacher, fehlervoller Mensch. Ich bemitleide sie; ich möchte oft Thränen über ihre Verkehrtheiten

weinen. Die stolze Menschenverachtung, die ich oft an Leuten, die sich besser dünken als andre, wahrgenommen, ist mir recht widrig und erbärmlich vorgekommen. Wie kann man nur Gottes Meisterstück selbst in seiner moralischen Verkrüppelung hassen und verachten! Diese Sünde trägt so recht das ächt deutsche Gepräge vornehmthuiger Kleinstädterei, die kränkliche Farbe unsres eingebildeten Kastenwesens; sie ist das Abzeichen unsrer vielgepriesenen Nationaltugenden, das Schiboleth der sogenannten bevorzugten Stände. Aber sie ist eine moralische Pest; sie vergiftet alle wahre Freude, jedes gesellige Vergnügen. Und wenn ein Beamter, ein Bevorzugter, ein Mann der vornehmen Welt noch dummer ist, noch weniger im Kopfe hat, diese vornehme Menschenverachtung hat er doch und bringt sie überall mit an den Platz. Menschen zu verachten ist ein Frevel an Gott unserm Schöpfer."

Madame Gebauer drückte dem Greise schweigend die Hand; ihr thränender Blick sagte ihm, daß sie seine zarte Discretion fühle und würdige.

„Die klugen erwachsenen Leute kommen nur nicht zu mir", fuhr der Alte fort, „sie machen sich nichts aus meinen Blumen und auch nichts aus mir. Sie langweilen sich bei mir; ihr Gaumen ist durch überwürzte Kost so verwöhnt und überreizt, daß ihnen die hier aufgetragene einfache Kost nicht

mundet. Ich weiß wohl, was sie von mir denken und sagen: Ich sei selbst wieder zum Kinde geworden. Sie ahnen aber nicht, was sie damit sagen, es ist ein großes schönes Wort. Kann man denn auf Erden Besseres, Heiligeres werden, als ein Kind? Es gab Zeiten in meinem Leben, wo der Drang der Leidenschaften, das gegenseitige Reiben feindlicher Kräfte, meine kämpfende Stellung gegen die Außenwelt und tausenderlei Dinge von eingebildeter Wichtigkeit, mich vergessen ließen, daß ich jemals ein Kind gewesen war. Im tiefsten nachtumschleierten Hintergrund meiner Seele schlummerte die Erinnrung an meine Jugend. Es war mir wohl manchmal so, als sei ich einmal jung gewesen und zuckte wie eine recht bittre Wehmuth mir durch's Herz; aber das Drängen und Treiben im Vordergrunde war zu arg und wild; die Erinnrung kam nicht zum Selbstbewußtsein, die Wehmuth nicht zur Thräne. Später, als mir meinem Herzen Theure genommen wurden, als mich harte Schläge trafen, da erwachte die Erinnrung von den heftigen Erschütterungen meines Gemüths; ein Jugendtraum nach dem andern tauchte in meiner Seele auf; eine unbeschreibliche Sehnsucht nach meiner Jugend, nach meiner Kindheit erwachte in meiner Seele und durchglühete sie fort und fort als ein gelindes Läuterungsfeuer. Ich wurde dabei älter und älter; und

mit jedem Jahre traten die Jugendbilder lebendiger und schärfer hervor, fanden sich die Jugendgefühle und Empfindungen in meiner Brust ein, die Jugendträume umgaukelten mich immer frischer und farbenprächtiger; ich wußte gewiß, ich war einst jung gewesen; es wollte mir sogar oft zur Gewißheit werden, daß ich wieder jung werden würde. Und die Zeit zwischen meiner ersten und zweiten Jugend, jene böse drangvolle Zeit, in der ich meine Kindheit vergessen, schrumpfte jetzt in meiner Erinnrung immer mehr zusammen, und liegt nun wie ein schwühler heißer Tag dazwischen, über welchen die Morgen- und Abendkühle zusammenfluthen, an dessen Abend der Stern der Liebe wieder leuchtet, der schon an seinem Morgen geglänzt. Und so haben denn die Leute recht, wenn sie sagen, ich sei wieder ein Kind geworden. Wohl mir, daß es so ist!"

Mathilde trocknete sich eine Thräne von der blühenden Wange. Sie sagte ihren Dank recht vertrauungsvoll, und als der alte Herr ging, ihr einen Strauß zu holen, wandte sie sich zu ihrer Mutter: „Ich habe noch keinen Menschen kennen gelernt, den ich gleich so von Herzen lieb gehabt hätte, wie den Herrn Obersten. Ihm könnte ich grade so wie dir, liebe Mutter, mein ganzes Herz vertrauen und offenbaren."

Lisette aber hatte die Aeußerung der Schwester

mit angehört und stahl sich heimlich fort, um sie dem Blumenvater zu verrathen. Als dieser nun kam und den schönen Strauß brachte, glänzten ein Paar Thränen auch in seinen graubewimperten Augen. „Lieschen hat mir zwar verboten zu plaudern", sagte er gerührt, Mathilden's Hand ergreifend, „aber ich kann es nicht über das Herz bringen, Ihnen zn sagen, wie wohl mir Ihr Vertrauen thut. Diese reine, keusche Liebe einer unverdorbenen Jungfrau zu einem Greis trägt ein so licht menschlich-göttliches Gewand, ist so frei von aller schweren irdischen Beimischung, ist so ätherischer Natur, daß man sie mit Recht die reine Glanzperle der Herzenskrone, die klarste Flamme des unentweihten Gemüths nennen kann. Ein heiligeres, edleres, göttlicheres Geschenk kann dem Menschen in seinem unvollkommnen irdischen Zustande nicht dargebracht werden."

Der Oberst ließ es an keiner Aufmerksamkeit fehlen; er führte die Frauen in den Pavillon und zeigte ihnen die schöne Umgegend.

„Sie sehen, den Friedhof habe ich recht nahe und wenn das Samenkorn meines Leibes hier unter meinen Blumen zur neuen Aussaat recht reif geworden ist, braucht man es nicht weit auf das Feld der Ewigkeit zu tragen. Bemerken Sie rechts von Mauer nach uns zu den weißen hohen pyrami-

dalisch gestalteten Grabstein? Dicht davon habe ich mir die stille Kammer bereitet, in welche man bald, wie bald! diesen alten Körper zu jener ihn in seine Grundstoffe auflösenden Ruhe legen soll. Daneben schlummert schon lange eine mir theure, sehr theure Gattin, an welche mich im Lauf der Jahre, die ich mit ihr im innigsten Bund verlebte, immer mehr Bande der Liebe, der Achtung, des Vertrauens, der Ehrfurcht fesselten. Sie war eine der Edelsten ihres Geschlechts, und was an mir schwachem, fehlervollem Menschen etwa Gutes ist, das ist ihr Werk allein. Sie hätte einen Bösewicht zu einem Engel machen können. — Amalie, ich komme bald! recht bald!"

Die Frauen trockneten sich still die Augen.

„Haben Sie denn keine Kinder?" fragte Mathilde mit der innigsten herzlichsten Theilnahme, und sah dabei aus wie man sich einen Engel vorstellt.

„Einen Sohn hab' ich. Zwar ist er nicht nach dem Gesetz der Natur mein Kind, aber nach dem Gesetz der Liebe. Meine Amalie war früher die Gattin eines meiner Freunde, eines Offiziers, den der blutige Kriegsgott auf dem Schlachtfelde hinwegraffte. Ich hatte das stille sittsame Weib, das ihr etwas leichtsinniger Gatte bei weitem nicht genug zu schätzen wußte, schon achten gelernt; nach dem Tode meines Freundes lernte ich sie lieben. Sie

war sehr schön und besaß eine ausgesuchte Bildung. Diese Vorzüge zogen mich zu ihr hin, wohl auch die trefflichen Eigenschaften ihres Herzens, die ich aber damals noch nicht gehörig zu würdigen vermochte; denn auch ich war vom Strudel des Lebens mitfortgerissen und eitler Weltlust ergeben. Erst als meine Gattin lernte ich die Herrliche ganz kennen. Meinen Theodor brachte sie mir als Säugling mit; ich habe ihn erzogen. — Eine Tochter, die ich besaß und sehr liebte, die mein eignes Kind war, ist mir früh gestorben. Ach, und nicht einmal bei mir, in meinen Armen gestorben. Glauben Sie mir, das ist der fürchterlichste Schmerz, der das arme weiche Menschenherz martert, das geliebte Kind zu verlieren und nicht an seinem Lager zu stehen, dem Blick seiner Qualen und Todesangst, der Hülfe und Linderung suchend umherirrt, nicht mit dem Blick der Liebe begegnen, das dahin Sterbende nicht an die schmerzzerrissene trostlose Brust drücken, seine letzten Seufzer nicht mit gierigen Küssen auffangen zu können, ach! ihm kein letztes Bettlein, mit Thränen befeuchtet, bereiten, ihm kein kühles Grab graben, ihm die mitleidige Erde nicht locker und leicht auf sein Häuslein streuen zu können, großer Gott! ihm keine Rose auf den Hügel pflanzen zu können, aus deren allfrühlinglichen Duft wir sehnsuchtsvoll und wonnegierig die verwandelte

geliebte Seele unsres Kindes in uns einzuschlürfen wir den beseligenden Glauben nähren! Ach, wer seinem Kinde die Augen zuküßte, Knospenaugen, die welk vom Stengel fallen und keine Blume werden sollten, jene wunderbaren Augen, in welchen das Licht eines glückseligen Morgens noch zuckte, aus dem sie zu uns herübergetreten, und dessen letzte Strahlen sich nun schon wieder mit den milden himmlischen Lüften des neuen Morgens vermählt, der schon wieder über ihrem jungen Haupte anbricht; jene Augen, die schon Etwas vom Himmel und seiner Seligkeit haben, während die Lippe, das Erdentheil, im Todeskampf schmerzlich zuckt, wer jene Augen zuküßte und sein Theures in den Armen hinausträgt und dem verschwiegenen Hügel übergibt, ach, der hat doch noch einen Trost. Er kann alle Morgen, wenn die andern Menschen noch schlafen, und alle Abend, wenn jene schon wieder zur Ruhe gegangen sind, zu dem Grabe wandern, kann Blumen darauf pflanzen und sie mit seinen Thränen begießen. Er kann dort beten; denn der Grabeshügel eines Kindes ist ein Altar der Liebe, die auf den Morgenrothfittigen der Sehnsucht das weinende Herz zum Himmel emporflügelt. Mein Töchterchen konnte mir nicht den letzten Kuß reichen; ich habe sein Grab nicht besuchen können. Das sind nun schon lange, lange Jahre, aber diese Wunde blutet immer noch."

„Und gibt es denn kein Heilmittel?“ fragt Mathilde.

„Ich kenne wohl ein solches; denn Sie müssen wissen, daß ich Arzt bin. Es ist eine Hand voll Erde. O Sie glauben nicht, welche heilende Kraft in einem so kleinen Erdhäufchen liegt. Es ist die Quintessenz aller Medicamente. — Doch gehen wir vom Boden zu seinem Produkt, von den Grabhügeln zu ihren Blumen über. Kommen Sie, und wandern Sie mit mir durch meine Rabatten und Beete.“ Und Mathilden an der Hand nehmend, führte er Tochter und Mutter zu den Lieblingen seines Fleißes; er nannte mit geläufiger Zunge alle Blumen, ihre Eigenthümlichkeiten, ihr Vaterland; erzählte ihre Geschichte. Dann kehrten sie in den kühlen Salon zurück, wo bereits der Thee aufgetragen war. Der alte Blumenvater sah recht seelenvergnügt aus. Er schien über etwas Angenehmes nachzudenken, sich mit irgend einem Plane zu beschäftigen.

„Mathildchen“, sagte er endlich sonnenfreundlich — „nun Sie gestatten mir altem Manne ja wohl den vertraulichen Taufnamen; nennen Sie mich dafür Vater, Blumenvater; das hör' ich am liebsten. Der Taufname eines Menschen schließt ein gar süßes Liebesgeheimniß in sich. An seinen Laut kettet sich die Liebe mit gar schönen Banden, die zugleich die Herzen einander nah' und näher ziehen und vereinigen.

Ich kann nie an die wahre Liebe oder Freundschaft zwischen Leuten glauben, die sich einander nicht mit ihren Taufnamen benennen; und nichts Herzloseres und Abgeschmackteres, als wenn sogenannte Freunde sich mit den prunkvollen und eiteln Titeln der sogenannten Convenienz beehren, wie Hofrath, Professor, Doctor ꝛc. ꝛc. Also Mathildchen, mit Ihrer Erlaubniß, Sie könnten mich alten grillenhaften Mann auf eine Weise verbinden, die mich zu Ihrem ewigen Schuldner machte. Es klingt zwar etwas sonderbar, daß ich Sie, die ich heute zum ersten Male sehe, gleich mit einer Bitte belästige; allein ich will nur gestehen, daß Sie mir so gar fremd doch nicht sind. Seit mir die liebe kleine Lisette Manches vorgeplaudert und vom guten Schwesterchen erzählt, an dem ihr ganzes Herz hängt, habe ich mich im Stillen durch die zweite und dritte Hand nach Ihnen erkundigt, und nur Gutes, sehr Gutes von Ihnen gehört. Ich fühle mich aber allen guten und edeln Menschen gleich verwandt, und wenn ich Sie sehe, sind Sie mir nicht fremd. So hab' ich auch Sie recht lieb gehabt, eh' ich Sie nur gesehen habe. Und deßhalb darf Ihnen die Bitte auch nicht auffallen."

„Ach, mein Vater", sagte Mathilde erröthend und leise. „Mein Herz ist Ihr Eigenthum, Lisette hat es Ihnen schon verrathen. Verfügen Sie darüber."

„Meine Tochter und ich werden uns beeilen, Alles zu thun, was ein so edler Mann von uns wünscht,“ bemerkte Madame Gebauer.

„Nun sehen Sie, mein Sohn, der Theodor, von dem ich Ihnen vorhin erzählte, kommt künftige Woche von seiner wissenschaftlichen Reise, die er durch Deutschland, Frankreich und England gemacht, zurück. Er ist nämlich Arzt, wie ich. Schon hab' ich sein Patent als Stabsarzt in der Tasche. Ich möchte zu seinem Empfang ein kleines Fest veranstalten; denn er ist ein gar braver Junge, und ich habe ihn über allen Ausdruck lieb. Da wollte ich denn meinen alten Bedienten zu den lieben Eltern meiner kleinen Blumenkunden schicken, und sie ersuchen, mir die Kleinen einen Nachmittag anzuvertrauen, recht hübsch herausgeputzt, versteht sich; erst aber wollten wir Kränze winden und Festons, um damit die Kinder und den Pavillon zu schmücken; so Kinder und Blumen, Blumen und Kinder; er kennt mich schon. Sie aber, Mathildchen, müssen mir die Königin der Blumen und Kinder spielen, so eine Art Flora, und noch etwas mehr, so eine milde Fee, die auch Kinder und Blumen liebt, und die Blumen beleben und zu Kindern verwandeln kann. Verstehen Sie mich? Lassen Sie mich nur machen; für Ihren Putz will ich schon sorgen. Ich muß mir das recht ausdenken. Dann in der Mitte der Kinder

und Blumen halten Sie eine kleine Anrede in Versen an meinen Jungen, die ich Ihnen natürlich auch liefere, und dabei überreichen Sie ihm in einem Blumenkörbchen ein Geschenk, und unter Blumen versteckt sein Patent. Was meinen Sie?"

Mutter und Tochter gingen sogleich auf den Vorschlag ein, und die Erstere war vorzüglich geschäftig, das skizzirte Bild auszumalen. Und so arbeiteten sie bis zum Abend an dem Plan, als wären sie alte Bekannte und Freunde. Es war nichts Fremdes zwischen ihnen, als sie sich trennten.

Jakob, der alte Diener des Obersten, hatte gemeldet, daß der Herr Doktor Kirtner angekommen, und der Nachmittag dieses Tages zum Fest bestimmt sei. Die Kinder würden sich alle weiß gekleidet im Garten einfinden, und Mathildchen werde vom alten Herrn ersucht, sich mit der Mutter und dem Schwesterchen ebenfalls gleich nach Tisch dahin zu verfügen. Da ging's denn an ein Putzen und Schaffen. Der Blumenvater hatte Beiden, Mathilden und Lisetten, neue weiße Kleider verehrt, aber das der ältern Schwester war von schwerem glänzendem Atlas. Schuhe von gleichem Stoff und Handschuhe fehlten nicht. Als das Mädchen fertig angekleidet war und lächelnd dastand, war es verzeihlich, an einen Engel

zu denken. Die Großmutter küßte sie auf die Stirn und entließ sie mit Segenswünschen.

Im Garten vollendete die Mutter Mathilden's Putz nach Anordnung des Blumenvaters. Ein Kranz von den ausgesuchtesten Spätrosen schlang sich in ihre hellbraunen Locken. Ueber ihre rechte Achsel und linke Hüfte lief eine prächtige Blumenguirlande, an ihre Schultern wurden wunderschön gearbeitete Schmetterlingsflügel befestigt. Dem Kleide diente wieder ein Blumengewinde zum Besatz. Auch die kleinen Mädchen hatten alle Kränze in den Haaren. Der Garten war fast geplündert. Mathilde nahm sich wirklich wie eine wohlthätige Fee unter ihnen aus. Jakob meldete, daß die beiden Herren im Anzuge seien. Die Genienschaar stellte sich in Position.

„Theodor," hörten sie den Alten sagen, „willst du nicht hinaufsteigen und die Umgegend deiner Vaterstadt begrüßen. Es ist eine alte mütterliche Freundin, die Leid und Freud' mit dir getragen, die auf den Gruß wartet. Du bist ihn ihr schuldig. Geh', ich folge gleich nach."

Man stieg die Treppe hinauf, und einen Augenblick später stand ein schöner blühender Jüngling vor der Gruppe. Er und Mathilde waren Beide gleich überrascht. Die Genien waren flugs bei der Hand, den Eingetretenen mit ihren Blumenketten zu binden. Mathilde warf ihm mit zitternder Hand einen Kranz

über das Haupt; sein Auge hing festgebannt an der lieblichen Erscheinung. Sie begann flüsternd ihre Verse, aber schon bei'm sechsten Worte stockte sie, wurde schnell glühendroth und erbleichte gleich darauf. Sie wendete sich ab und wankte. Der junge Arzt hatte es nicht sobald bemerkt, als er sie in den Armen auffing.

„Mein Gott, holdes Wesen," sagte er, „wir sehen uns nicht das erste Mal. Ich kenne Sie. Ihre Züge sind mir unvergeßlich. Ich stand vor neun Monaten an Ihrem Krankenbette!"

Mathilde nickte schmerzlich.

„Sein Sie getrost, Fräulein," fuhr Theodor innig fort. „Ihr Geheimniß ist sicher in meiner Brust; selbst mein Vater erfährt nichts davon."

In demselben Augenblicke wurde die Stimme des Greises hinten hörbar, der an der Hand der Madame Gebauer heraufgekommen war.

„Nun, das muß ich sagen!" rief er jubelnd. „Das ist brav, Junge! Gleich umarmt, geherzt und abgeküßt. Das geht über alle Erwartung schnell. Du kannst ja mit Cäsar rufen: veni, vidi, vici!"

Mathilde wandte sich in höchster Verwirrung aus des Jünglings Armen. Sie war wie die Purpurrose. Sie erschrack vor dem Anblick ihrer Mutter, eilte auf dieselbe zu, und verbarg ihr glühendes Gesicht an der Brust derselben.

„Verzeihung, mein Vater!“ rief der junge Arzt. „Unvorbereitet, wie ich war, trat ich herein, und erblickte mit unaussprechlicher Ueberraschung diese holde Gestalt. War es ein Wunder, daß ich sie in demselben Augenblicke für das Glück selbst hielt, für jenes himmlische Glück der Jugend, das mir erschienen sei, von mir zu scheiden, aber mir noch ein Mal seine Gaben zu reichen? Es zuckte mir durch den Sinn: man muß das Glück erfassen, wo man es findet, man muß die Jugend fesseln, so lang es möglich ist; aber eh' die Empfindung zum Gedanken geworden war, hielt ich diese Huldgestalt schon in den Armen. Ich weiß jetzt selbst nicht, wie ich dazu gekommen bin. Meine schier unbewußte Kühnheit muß durch das Außerordentliche der Umstände entschuldigt werden. Meine Damen lassen Sie Gnade für Recht ergehen.“

Ein dankbarer Blick Mathilden's belohnte den schnell Gefaßten; auch ihre Mutter schien ihn erkannt zu haben. Theodor begrüßte sie mit der feinen Artigkeit eines Weltmannes, als sein Vater sie ihm vorstellte; er lachte und scherzte mit den Kindern, unterhielt sich wieder angelegentlich mit Mathilden's Mutter, schonte aber die in sich gekehrte Schweigsamkeit der Tochter, die über Kopfweh klagte. Der Oberst wollte sich auflösen in Glück und Zufriedenheit. Er rief, Theodor auf die Schulter klopfend:

„Na, ich wollte nur, es wäre dein Glück, was du vorhin ergriffen hast. Nicht nur das Glück deiner Jugend, sondern auch deines Alters.“

Selbst als Mathilde nach einem einsamen Spaziergange im Garten mit verweinten Augen zur Mutter trat, und sie mit weicher Stimme bat, mit ihr nach Hause zu gehen, da sie wirklich unwohl sei, flüsterte der Greis ganz selig:

„Ei, ei, hat das gute Kind das Herzchen voll Zunder gehabt, und wie schnell das Zeug Feuer gefangen hat und schon in lichten Flammen steht!“

Auch Theodor wurde ernster, als Mathilde fort war, und zeigte sich bei'm Erzählen einzelner Abschnitte seiner großen Reise ziemlich zerstreut. Der Vater blinzelte allemal mit den gutmüthigen Augen, wenn sich der Sohn solch eine Blöße gab, und dachte: „Ich weiß schon, was dir fehlt, deine Krankheit macht mir großes Vergnügen.“

Am andern Tage sagte der Vater zum Sohne: „Du bist nun Stabsarzt und mußt auf einem anständigen Fuße leben, Theodor. Du kannst dich nicht mit meiner Blumenwirthschaft zusammenthun. Die alte Haushälterin reicht nicht aus für uns Beide, und mit dem Jakob ist wenig anzufangen. Das Volk ist mit mir alt geworden. Du brauchst

junge, frische thätige Leute zu deiner Wirthschaft. Und da wollte ich dir einen Vorschlag thun. Wie wär' es denn, wenn wir Madame Gebauer ersuchten, zu uns in's Haus zu ziehen, und für ein anständiges Honorar die Besorgung unserer Wirthschaft zu übernehmen. Die Frau besitzt einen Anstand und Takt, sie weiß sich so fein zu benehmen, daß sie dem vornehmsten Hause als vorstehende Dame Ehre machen würde. — Aber gerade das vornehme Wesen an ihr raubt mir den Muth, ihr diesen Antrag selbst zu machen. Ich dächte du gingest zu den Leuten hin, und sprächst mit ihnen darüber. Nebenbei erkundige dich doch ein Bischen nach ihren frühern Verhältnissen. Sie sind jedenfalls zurückgekommen. Aber wie? wodurch? — Ich konnte es nicht über's Herz bringen danach zu fragen. Ich weiß nur von der kleinen Lisette, daß sie von A... sind, daß der Vater Kaufmann war, und vor Kurzem erst gestorben ist. Du warst ja auch in A... und hast dir gewiß Freunde dort erworben. Erkundige dich doch unter der Hand; aber thue nur der guten Frau und ihrer Engelstochter nicht weh! Hörst du, Theodor, bei Leibe nicht! Wer weiß, was sie so niederdrückt. Solch' ein weiches Frauenherz ist ein Blumenkelch, der sich bei der leisesten schmerzlichen Berührung schließt und voll Thränenthau sammelt; nur der Westwind darf sie mit seinen zarten Fingern berühren."

Theodor versprach nach des Vaters Willen zu thun, und ging. Der Alte erwartete seine Rückkehr mit Ungeduld. Der Sohn blieb ungewöhnlich lange. Als er endlich kam, lag eine gewisse Feierlichkeit in seinem Wesen; seine Augen hatten einen leisen Anflug von Röthe; er schien geweint zu haben.

„Sie haben Recht, mein Vater, sagte er, „das ist eine höchst edle Familie. So zartfühlend, so voll feinen, richtigen Lebenstaktes! Meine Achtung vor der Dame hat sich sehr gesteigert. Auch die Großmutter ist eine treffliche Frau. Mit der größten Delikatesse hat Madame Gebauer meinen Antrag abgelehnt. Sie will als Freundin rathen, helfen, beistehen, unsere Wirthschaft beaufsichtigen; aber als Haushälterin zu uns ziehen, kann sie nicht; davon hat sie mich mit wenigen Worten überzeugt. Diese Frau braucht wirklich wenig zu sprechen, man fühlt Alles, was sie sagen will, und noch viel mehr; denn jedes Wort hat bei ihr einen eigenthümlichen Sinn und tiefen Hintergrund, der mehr empfunden als begriffen werden muß.“

„Aber warum will sie nicht zu uns ziehen?“ rief der Greis mißmuthig.

„Ihre alte Mutter bedarf ihrer Wartung und Pflege. Diese ist nämlich an einem Fuß gelähmt, und kann nur mit großer Anstrengung gehen. Madame Gebauer behauptet, ihrer Pflicht gegen uns nicht

nach Gewissen nachkommen zu können, da die Mutter ihren Beistand stets in Anspruch nehme, und man muß diese Gesinnung ehren. Ein zweiter Grund, den sie aber nur von fern angedeutet, ist Mathilde. Es ist allerdings wahr, es würde sich nicht recht schicken, wenn die schöne und liebenswürdige Tochter der Haushälterin mit mir unter einem Dache wohnte.“ —

„Es ist wahr!“ rief der Alte ärgerlich, „ich habe mich ungeschickt ausgedrückt. So geht's, wenn man nicht gleich mit der Wahrheit herausgeht. Also rechte Farbe! Es lag mir daran, Madame Gebauer als Wirthschafterin zu haben; aber es lag mir noch mehr daran, daß — daß — Mathilde deine Frau werde. Da hast du meinen Plan. Ich dachte: sind sie erst im Hause, so macht sich das schon von selbst. Denn das Mädchen hat eben so gut einen starken Eindruck auf dich gemacht, wie du auf sie; das war ja unverkennbar.“

„Aber, lieber Vater, die Sache ist noch so neu! Wir wollen doch nichts übereilen. Ihre Ungeduld mich bald recht glücklich zu wissen, könnte am Ende das Gegentheil bezwecken.“

„Du hast Recht, ich bin ein Kind. Aber kann man denn auf Erden zu früh glücklich sein? Ach, Theodor, eine Stunde Liebesglück in der Jugend ist mehr werth, als ein Jahr glückliche Behaglichkeit im Alter. Es ist Nektar. Wenn du den Becher

nicht schnell leerst, so reißt ihn dir entweder ein neidisches Schicksal vom Munde weg, oder der Nektargeist verduftet und es bleibt nur ein gewöhnliches Getränk. Man muß am Ende froh sein, wenn es nur nicht schaal wird. Es gibt aber für die Jugend kein schöneres Glück, als die süße Vereinigung keuscher, liebender Herzen im Ehebunde. Das ist die wahrhaftige Erfüllung des Willens Gottes, das ist der heilige Weg der Natur. Die Ehe ist ein Tempel mit Vorhöfen, Hallen, Heiligem und Allerheiligsten. Unsere Modeehen, Geld- und Convenienzheirathen gehören in den Vorhof der Heiden und der Hölle. Solche Ehen sind Institute zur physischen und moralischen Verderbniß des künftigen Geschlechts. Die Versorgungsehen stehen etwas höher, aber in's Heilige kommen sie noch nicht. Dort sind die Verbindungen der Herzen aus Neigung oder aus Liebe, im Allerheiligsten aber die aus Liebe und Achtung, aus Uebereinstimmung der Herzen, und mit allen süßen und göttlichen Gefühlen geschlossen, deren die Menschenbrust fähig, die aber auch das heilige Feuer der Vesta auf dem keuschen Altar des Herzens zu bewahren verstehen. Innerhalb der irdischen Gränzen gibt es keine größere Seligkeit, als das gegenseitige Aufgehen in einander zweier sich liebenden Wesen, die für das Leben miteinander auf das Innigste verbunden sind, deren Glück die süße

Schwärmerei der Hoffnung erhöht, daß sie es auch nach diesem Erdenleben in einem vollkommnern Zustande sein möchten; ja deren Verschiedenheit in Meinungen und Ansichten und die daraus entspringenden Differenzen, wenn der erste Rausch verflogen ist, wieder Quelle neuer Zärtlichkeit wird. Ein kleiner Streit salzt und würzt das Leben und die Liebe wieder. Das kleine widerspenstige Köpfchen einer Frau hat einem gescheidten Manne schon mehr Wonne bereitet, als die meinungslose Hingebung. — Und kurz und gut, mein Junge, du bist Stabsarzt und mußt heirathen. Daß du die Klippen vermeidest, an denen ich in meiner Jugend gescheitert bin, dafür steh' ich dir zur Seite. Du mußt jetzt heirathen. Als ich so glücklich war, deine treffliche Mutter als Gattin an mein Herz zu schließen, war ich bereits ein hoher Vierziger. Die Jugend war vorüber, jener schmerzlich-selige Rausch, der uns entzückt, während er uns peinigt, und der allein seine wahre und rechte Befriedigung in den Armen eines liebenden und geliebten Weibes findet, war verflüchtigt; ich war schon viel zu sehr abgekühlt, als daß ich so recht selig hätte werden können. Dir soll das nicht begegnen."

„Sie waren früher unglücklich verheirathet, mein Vater, und trennten sich von Ihrer ersten Gemahlin? Mir ist, als hätte ich davon gehört."

„Ich trennte mich nicht von ihr, sie vielmehr von mir, und auch das ist nicht ganz richtig. Ihr kalter, herzloser Vater war's, der sie von mir riß, und mein alberner beleidigter Stolz war's, der sie sogleich losgab, das geliebte Weib von sich stieß, weil sie sich zu ihrem Vater neigte. Da die vorzüglichste Schuld einer Differenz zwischen uns auf meiner Seite lag, so war dieser Stolz eine Sünde an mir selbst und an meiner jungen liebenswürdigen Frau. Ich will dir aber Alles erklären. Der Grund alles Uebels war das Geld, ihres Vaters Geld. Er war reich, sehr reich, ich arm; aber ich hatte nicht nur meine Wissenschaft, sondern die ganze intelligente Bildung mit lebendiger Seele erfaßt und nach Kräften ausgebeutet; er war ein roher, gemeiner, geldstolzer Ignorant, eines jener trübseligen, aufgeblasenen Geschöpfe, die sich mit frecher Anmaßung für auserwählte Häupter der Menschheit halten und ausschreien, weil ihnen die blinde Fortuna einige Goldsäcke zugeworfen. Daß meine Frau die Tochter dieses Mannes war, daß sie überhaupt reich war und diesen Uebelstand nicht vergessen konnte, ja sogar für einen gewissermaßen moralischen Vorzug hielt — ein Begriff, der ihr aus ihres Vaters verwirrtem Kopfe aufgedrungen worden war, — das war mein Unglück. Darum keine reiche Frau, Theodor! — Wie ist's denn, hast du dich nach den Verhältnissen der

Gebauer'schen Familie erkundigt? Reich ist Mathilde nun wohl nicht, das läßt sich auch ohne nähere Erkundigung mit Gewißheit sagen; aber was hat es sonst für Bewandtnisse mit ihr? Wohlverstanden, ich meine ihre Familienverhältnisse. Denn über ihre sittliche Trefflichkeit kann bei uns kein Zweifel obwalten."

„Auch ihre Beziehungen zum bürgerlichen Leben sind höchst achtbar. Mathilden's Vater führte eine respectirte Firma und war ein unternehmender Kopf, aber tolle Speculationswuth richteten ihn schnell zu Grunde. Er starb in Folge seines Falliments, und die Wittwe mit Mutter und Töchtern verließ A...., um hier, wo sie einige Verwandte haben, sich von ihrer Hände Arbeit zu nähren. Die Geschichte ist einfach und traurig, wie hundert andre der Art. Der Schuldige entging den Folgen seiner Handlungsweise durch den Tod, die Unschuldigen in Wohlstand aufgewachsen, müssen leiden. Es wurde während meiner Anwesenheit in A.... viel davon gesprochen und ich habe mich überzeugt, daß es dieselbe Familie ist." .

„Ganz gut!" rief der Alte. „Das Unglück, die rauhe Hand des Schicksals hat schon mächtig auf Mathilden eingewirkt, sie hat des Lebens trügerischen Wechsel schon erfahren. Sie wird also keinen Werth auf äußere Zufälligkeiten legen, und nicht

trotzig verkehrte Dinge behaupten, wie meine erste Frau. Glaube mir, Alles wäre anders gekommen, und ich villeicht ein sehr glücklicher Mann geworden, wenn Karoline — so hieß sie — schon Unglück hätte ertragen müssen. Das Unglück ist die eigentliche tiefe Poesie des Lebens, aber die schaalste Prosa ist der rohe, unverdiente Besitz. Selbst zartgebaute Herzen, wie das Karolinen's, können sich der versteinernden Gewalt dieser Prosa nicht erwehren. Aber wessen Herz durch den Jammer und die Nichtigkeit des irdischen Lebens, durch Schmerzen und bittre Gefühle, bis zur Göttlichkeit und tiefern Bedeutung dieses Lebens gekommen, wer die Ahnungen eines großen seligen Hintergrundes in sich aufgenommen und durch dieß Alles veredelt und gebessert, des Besitzes würdig geworden ist, in dessen Hand wird das Gold zum Talisman, der ihm ungekannte Welten erschließt. Nicht vergebens wird das edle Metall den unterirdischen Göttern abgezwungen; es liegt eine dämonische Gewalt darin. Dahin, wohin dein Herz sich neigt, reißt es dich unwiderstehlich zur Erde nieder, oder zum Himmel hinauf. Aber der Gott der Erde hat Gewalt über die meisten Menschen."

„Sie haben mir noch nie die Geschichte Ihrer ersten unglücklichen Ehe mitgetheilt, mein Vater."

„Du bist jetzt ein Mann, und ich kann und

darf dir die Fehler gestehen, die ich in deinem Alter beging. Vernimm in kurzen Umrissen die einfache aber lehrreiche Geschichte meiner Jugend. Du weißt, daß mein Geburtsorts einer jener waldigen Fabrikorte des Rheinlandes ist, die, in Berge eingeschlossen, wegen ihrer romantischen Lage berühmt und viel besucht sind. Von meiner ersten Erinnerung an, fühlte ich mich mächtig zur Natur hingezogen, und als Knabe war ich schon Botaniker und Mineralog. Die Berge und Thäler meiner Heimath gaben mir reiche Ausbeute. Ich zog die Aufmerksamkeit mehrer Gebildeten meiner Vaterstadt auf mich, und durch die Unterstützungen derselben wurde es mir möglich, meine Lieblingsstudien zu verfolgen; denn mein Vater, ein Fabrikarbeiter, war gänzlich unbemittelt, und hatte außer mir noch neun Kinder zu ernähren. Der Weinhändler Bechmann hatte auch zu meinen Stipendien beigesteuert, aus Großthuerei, Prahlerei mit Gesinnungen, die er nicht hatte, aus der hoffärthigen Eitelkeit der Reichen. Ich mußte, wenn ich von der Universität in den Ferien nach Hause kam, meinen Wohlthätern die Aufwartung machen, und mich bei ihnen bedanken. Bei Bechmann, der mich ziemlich brüsque behandelte, sah ich Karolinen, seine Tochter, eine üppige Rose, die in diesem verwilderten Garten prächtig aufgeschossen war. Meine Ruhe war hin; ich träumte wachend und schlafend

nur von Karolinen. Die Liebe war mit all ihrer geisterhaften Gewalt in meinem jungen Herzen erwacht. Ich suchte und fand Gelegenheit sie öfter, bald unter vier Augen zu sehen. Oben im Walde, über ihrem schönen Berggarten, auf einem Felsen, von welchem man eine schöne Aussicht in das tiefe Thal genoß, kamen wir Abends heimlich zusammen. Dort küßte ich ihr das Geständniß ihrer Gegenliebe von den würdigen Lippen. Sieh, mein Sohn, das grüne, frische, thauglänzende Bild meiner Heimath, die bunte glückliche Welt meiner Jugend steigen vor mir auf, und mein feuchtes Auge sieht durch die Thräne an der Wimper, in welcher sich das Licht siebenfarbig bricht, den Berg, die Felsenbank, die Mondnacht. O Zauber der Jugend und Liebe, willst du noch nicht von dem Greise lassen? Wahrlich, die Erinnerung muß schöner sein, als die Wirklichkeit; denn obgleich du die holde Mathilde liebst, woran ich nicht zweifle, so empfindest du doch schwerlich solche Seligkeit, als mein altes, im Spiegel der Erinnerung aufgefrischtes Herz. Genug an der einen Scene, die mich sogar zum Dichter und Componist gemacht hat. Du sollst das Lied haben. Ich war unaussprechlich glücklich. Mein Talent, von der Liebe beseligt, machte Riesenfortschritte; ich war nach Kurzem promovirter Arzt meiner Vaterstadt und Karoline — zwar nach hartem Wider-

streben ihres Vaters, der den armen Schlucker nicht zum Schwiegersohn haben wollte — meine Gemahlin. Der Alte grollte mir im Herzen, er konnte mir es nicht vergeben, daß ich mehr wußte, als er, daß ich mehr geehrt wurde, als er; denn er war gewohnt, mich als sein Geschöpf zu betrachten und zu behandeln. Er suchte mir dadurch zu imponiren, daß er meiner Frau eine große Menge Geld aufzwang; aber es waren Gaben des Stolzes, nicht der Liebe, und deßhalb brachten sie keinen Segen. Es zeigte sich bald eine Menge Differenzen zwischen meinem Schwiegervater und mir; er wurde immer hitziger und schroffer gegen mich, ich immer kälter und spitziger gegen ihn. Er hetzte meine Frau gegen mich, und es verdroß mich, daß sie sich aufhetzen ließ; mein Himmel wurde trüb und trüber. Karoline hatte mich mit einem Töchterchen beschenkt; ich war der glücklichste Vater. Aber mein neidischer Schwiegervater gönnte mir mein Glück nicht. Er wollte in meinem Hause befehlen; er war unverschämt genug, mir Vorschriften machen zu wollen. Es kam zu einem ernstlichen Auftritt; ich verbot meiner Frau, ihren Vater zu sehen. Sie war schwach und übertrat das Verbot; ich wurde ärgerlich und verdrießlich. Ich suchte Zerstreuungen und Vergnügungen, und gab mehr Geld aus, als ich sollte. Ueberhaupt war ich sehr leichtsinnig, flatter-

haft, vergnügungssüchtig. Eine neue Welt hatte sich mir aufgethan, die die beschränkten Verhältnisse meiner frühen Jugend mich nur hatten ahnen lassen. Meine Frau harmte sich über mich und machte mir Vorwürfe; das war mir unbequem und ärgerlich. Ich überredete mich, ich müsse das Leben genießen, dessen Reize mir bis jetzt unenthüllt geblieben waren. Unser Wohnort war nicht der Ort für meine Wünsche und deren Befriedigung. Ich bewarb mich um die Praxis in der Hauptstadt; meine Kenntnisse bahnten mir einen glänzenden und schnellen Weg. Karoline wollte nicht mit mir; ihr Vater widersetzte sich; endlich willigte sie ein, als sie sah, daß ich fest entschlossen war, auch ohne sie zu gehen. Aber ihre kalte lieblose Weigerung hatte mir einen Stachel im Herzen zurückgelassen. Ich wurde Theaterarzt und besuchte als solcher oft das Haus einer reizenden Schauspielerin. Ich hatte noch nichts gegen mich, als der Schein, mit dieser Sirene in einem unlautern Verhältnisse zu stehen, aber Bosheit und Verläumdung schmiedeten aus dem Schein eine giftige Anklage gegen mich bei meiner Frau. Sie schrieb in der ersten Aufwallung ihrem Vater, statt liebend mit mir zu reden; und als ich einst aus dem Theater heimkam, fand ich statt ihrer einen Brief, worin sie mir anzeigte, daß ihr Vater sie mit ihrem Kinde abgeholt habe. Nun gingen mir die Augen auf;

nun fühlte ich, wie sehr ich Karolinen geliebt, welch ein gutes, liebes Weib sie gewesen war. Ich gestand ihr brieflich alle meine Fehler, ich gelobte heilig und theuer Besserung, ich war zerknirscht von Reue und liebender Sehnsucht; ich versprach Alles, was sie von mir verlangen würde, ich wollte die Hauptstadt wieder verlassen, wollte ihr und meinem Kinde allein leben. Es half Alles nichts; meine rührendsten Briefe wurden kalt oder gar nicht beantwortet, denn der entsetzliche Geldmensch hatte dämonische Gewalt über sein Kind. Er ließ die Scheidung einleiten, ich gab aus Stolz sogleich meine Einwilligung und sah mein Weib und Kind nicht wieder. Mein Herz hing an meinem Kinde; ich war trostlos, es nicht bei mir zu haben; das Gesetz sprach es Karolinen zu; aber ich erkundigte mich oft und viel nach dem süßen Wesen. Da schmetterte mich plötzlich die Nachricht nieder, daß mein Töchterchen gestorben und Karoline an einen reichen Kaufmann in Paris verheirathet sei, und daß man sich alle Briefe von mir verbitte. Mein Schmerz war unsäglich. Als die Wunde nicht mehr blutete, stürzte ich mich in den rauschenden Strudel des Lebens. Jene Schauspielerin wurde meine Geliebte. Das Glück begünstigte mich; ich wurde als Arzt berühmt, gesucht. Erlaß mir die detaillirte Beschreibung meiner Vergehen. Du weißt, wie leicht es dem jungen Arzt

gemacht wird, zu sündigen. Der Krieg brach aus. Ich trat als Regimentsarzt in die Armee; auch hier verfolgte mich das Glück. Eine Kur am Fürsten D. machte mich zum Leibarzt, ich wurde geadelt, mit Orden, Ehrentiteln und Reichthümern überhäuft, und ich fand auch endlich in der Liebe deiner Mutter den lang entbehrten Frieden wieder. Dem Zauberblick dieser edeln, würdigen Frau gehorchend, trat der wildbrausende Strom in seine Ufer zurück und floß ferner ruhig. Aber vergessen habe ich meine Jugendliebe und mein Jugendglück nicht, und den Gedanken an die freventliche Zertrümmerung desselben kann mir jetzt noch Thränen entlocken. Ach der Mensch, dessen Jugendglück vergiftet wurde, ist doch unsäglich elend; denn das spätere Leben kann ihm nichts ersetzen, und wenn es ihn noch freigibiger bedächte. Jugend verloren, Alles verloren!" Der wehmüthig gestimmte Greis verhüllte sich das Gesicht; Theodor wandte sich ab und zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Von Karolinen habe ich später nur ein Mal eine dunkle Kunde vernommen," fuhr der Oberst fort. „Sie soll verarmt sein. Ob sie noch lebt, ich weiß es nicht. Ihr Bild war lange Zeit in den Hintergrund meiner Seele getreten, nun da ich alt geworden bin, tritt es allmälig immer deutlicher hervor und schmückt sich mit den blendenden Farben

frischer Jugendreize. Noch lebendiger aber lebt mein Töchterlein, Auguste, in mir fort. Die Sehnsucht nach ihm erzeugte in meinen spätern Jahren die große Liebe zu den Kindern, weiblichen Geschlechts, so wie aus meiner frühern Neigung zur Botanik meine Liebe zu den Blumen erwuchs. So hängen diese Kinder und diese Blumen mit dem Glück und Unglück meiner Jugend zusammen. Und sie selbst dämmert mir in holder Täuschung wunderlieblich wieder auf. O Karoline! O Auguste! Ihr seid nicht mehr unter den Lebenden. Eure Geister umschweben mich. Ich fühle zuweilen ahnungsvoll eure Nähe."

Madame Gebauer und ihre Tochter besuchten den Garten des Blumenvaters oft, und doch seinen Wünschen nicht oft genug. Er war so glücklich in ihrer Nähe und hatte sich so ganz in Mathilden hineingelebt, daß er sie fast keinen Tag missen konnte. Auf seinen Wunsch unterrichtete sie seine kleinen Blumenfreundinnen in weiblichen Arbeiten, Musik und Gesang, worin sie schöne Kenntnisse mit ausgezeichnetem Talent vereinte. Theodor saß oft selig versunken in das Anschauen der holden Jungfrau. Ueber ihn, wie über die Frauen, war allmälig eine selige Freude, eine Art Verklärung gekommen, die der Abglanz des Glücks und der Heiterkeit des alten

Mannes zu sein schien. Aber ein Tag verging wie der andere und als der Sommer sich neigte, fragte endlich der Oberst seinen Sohn ungeduldig, warum er sich hinsichtlich Mathilden's nicht erkläre.

„Ach, mein Vater," versetzte dieser, „gönnen Sie mir nur noch einige Tage; dann — dann sollen Sie Alles erfahren."

Der Alte schüttelte den Kopf und wartete.

Eine Woche später trat Theodor sehr aufgeregt in des Vaters Zimmer, um ihn in den Garten zu geleiten. Er war den ganzen Morgen abwesend gewesen. In seinen Zügen zitterte wehmüthige Freude, in seiner Spannung lag doch soviel thränenmilde Weichheit, er schien überaus glücklich und doch schimmerte in seinen Augen jenes feuchte Element eines bittersüßen Gefühls, und die Lippe zuckte ihm oft wie von Schmerz heimgesucht.

Der Herbst hatte hie und da schon die Kinder des Gartens berührt; sie hatten sich in schmerzliche Farben gekleidet. Wehmuth war über das Blumenfeld gegossen. Die Blumen des Herbstes sind bunt, aber sie duften nicht. Die Wittwe kleidet sich wohl noch ein Mal in die Farben des Mädchens, aber die Jugend ist vorüber. Es liegt so viel prunkende, täuschende Herrlichkeit in den Herbstblumen, die Erde will ihren Schmerz damit verhüllen und schafft

gleichsam in der Erinnerung an ihre Frühlingsjugend; die Kinder dieser Erinnerung werden farbenprächtiger, aber duften, das Herz erquicken und befriedigen können sie doch nicht. Es ist Alles wehmüthig stolze Erinnerung, prächtig verhüllter Schmerz.

Die beiden Männer schritten dem Pavillon zu. Da tönte ihnen plötzlich Mathilden's reiner, getragener Gesang entgegen. Sie saß auf dem Altan und sang zum Saitengetön der Guitarre das Lied des Blumenvaters, von ihm selbst gedichtet und componirt:

„Heimath, friedenvolles Land,
Thal, wo meine Wiege stand,
Grüne, Wipfelstolze Bäume,
Die ihr mich in Schlummer sangt,
Ach! mein krankes Herz verlangt
Stets in eure stillen Räume,
Wieder sich in euern Schatten
Mit dem Jugendtraum zu gatten;
Denn mich quält im fernen Land
Mittagsschwüle, Sonnenbrand.

Bergumkränztes Wiesenthal,
Ging ich nur ein einzig Mal
Noch auf deinem Sammetrasen!
Hört' ich nur im Eichenhain
Noch ein Mal bei'm Abendschein
Ferne Jägerhörner blasen!

Und es stieg aus tiefem Grunde
Noch zur späten Abendstunde
Grünbeschwingter Männerchor
Zu der Felsenbank empor!

Zu der moos'gen Felsenbank,
Wo an's Herz mir Lina sank,
Süß berauscht von Liebesgluten.
Ha! welch' zauberische Nacht,
Als in dunkler Waldespracht
Einsam wir zusammen ruhten!
Unten rauschten kühle Quellen,
Zogen singend Jagdgesellen;
Sang und Quell verhallten fern,
Leuchtend stieg der Liebe Stern.

Ach, wie seid ihr weit, so weit,
Heimaththal und Jugendzeit!
Wie ein schöner Traum verschwunden.
Keine Sehnsucht ruft das Glück
In der Stunden Kreis zurück,
Das ich einstens dort empfunden.
Niemand weiß ich meiner warten
In dem dunkeln Waldesgarten;
Auch die Jäger zogen fort,
Und verödet steht der Ort."

Der Greis war stehen geblieben und weinte. „Ich danke dir," sagte er dann zu seinem Sohne, „du hast ihr dieß Lied gelehrt. Es hat mich aus ihrem Munde wunderbar ergriffen. Wie ein frem=

der und mir doch innig befreundeter Geist ist es mahnend an mich herangetreten. Ich habe seinen Wink verstanden, Theodor. Ja ich werde dich bald wieder sehen, meine Haimath und meine Jugend. Lina und Amalia, ich komme euch bald nach in die ewige Heimath, in das Land der ewigen Jugend."

„Mein Vater!" rief Theodor bestürzt. „Nicht also! Ihre Worte hemmen meine Schritte. Ich darf Sie nicht weiter führen. Ich habe Ihnen eine Freude bereitet, so groß, so gewaltig, daß sie ein junges Herz zersprengen könnte. Die Ueberraschung könnte Sie tödten. Ich muß Sie vorbereiten."

„Du willst mir Mathilden als Braut entgegenführen?" rief der Alte selig ahnend aus.

„Das will ich mein Vater! Aber noch mehr, als das. Fassen Sie sich, theurer Greis; wappnen Sie Ihr Herz mit der Stärke der Liebe, daß es die Fülle der Wonne ertrage."

„Und was hast du vor mit mir, mein Sohn?"

„O Sie können nicht ahnen, wie nah Ihnen diese Mathilde steht! Ihr eignes Blut ist dieses holde Mädchen."

„Mein Blut? Wie ist das möglich, Theodor, du schwärmst!"

„Mathilde ist Ihre Enkelin, die Tochter Ihrer Tochter Auguste."

„Meiner Tochter Auguste?! Mein Töchterlein starb in den Kinderjahren.“

„Sie wurden getäuscht, mein Vater! Ihre Tochter starb nicht. Der alte Bechmann hinterging Sie, um Sie zu betrüben. Auguste lebt noch, Auguste ist Mathilden's Mutter.“

„Madame Gebauer“ —

„Ist Ihre Tochter Auguste!“

„Herr mein Gott, wache ich, oder träume ich. Ich habe dich wohl verstanden, deine Worte sind sehr einfach, aber ich begreife sie doch nicht ganz.“

„Noch nicht genug, mein Vater! Auch Augusten's Mutter lebt noch, Mathilden's Großmutter, deren Lähmung ich glücklich geheilt habe, sie ist Ihre Gattin Karoline. Nun wissen Sie Alles.“

„O, o!“ weinte der Greis. „Mein Weib, meine kleine Auguste! Wo seid ihr? O ich kenne euch noch! Euer Bild steht lebendig in meiner Seele.“

Jetzt führte Theodor den zitternden Greis rasch dem Pavillon zu. Einen Augenblick darauf standen Großmutter, Tochter und Enkelin vor ihm.

„Diese hier?“ rief der Greis schmerzlich enttäuscht, und ließ die Arme sinken. Das war nicht das reizende jugendschöne Original des glühenden

Bildes in seiner Seele. Frisch und jung war das Bild des Weibes geblieben, das man grausam aus seinen Armen gerissen, sie selbst war alt geworden. Der alte Mann weinte schmerzlich; dann schloß er Karolinen, Augusten, Mathilden und Lisetten sanft an sein Herz und küßte die Stirnen der ebenfalls weinenden Frauen. Die kleinen Blumenfreundinnen aber waren wieder alle da weiß gekleidet und umschlangen Vater, Mutter, Tochter und die Enkelinnen mit Blumen; aber es waren Herbstblumen. Es war ein recht wehmüthig heitres Fest; ein melancholisch lächelnder Herbsttag. Selbst Lieschen, die Glücklichste von Allen wagte nicht laut zu jubeln.

Die laute Freude stellte sich erst später ein. Die alte Großmutter erzählte ihre Schicksale. Zwei Söhne, die sie ihrem zweiten Gatten geboren, hatten sie um allen ihren Reichthum gebracht, so daß sie zuletzt genöthigt gewesen war, eine Zuflucht bei ihrer Tochter Auguste, die in A . . . . an einen reichen Kaufmann verheirathet war, zu suchen. Doch auch hier hatte sie das Unglück verfolgt. Der Kaufmann Gebauer hatte sein Vermögen in tollen Speculationen zugesetzt und sich aus Verzweiflung entleibt.

„Ich war gerade in A . . . . auf einem glänzen-

den Balle," erzählte Theodor, „als dieß Unglück geschah. Mathilde war mit ihrer Mutter ahnungslos ebenfalls zugegen. Ich hatte bereits mit der Erstern getanzt und großes Interesse an ihrer Unterhaltung gefunden, als die entsetzliche Nachricht sich verbreitete, Mathilden's Vater habe seinem Leben durch eine Kugel ein Ende gemacht. Aufmerksam durch das seltsame Geflüster und die Blicke, die von allen Seiten auf sie gerichtet wurden, hatte ihr gespanntes Ohr bald das Entsetzliche erlauscht. Mit einem Wehschrei brach sie zusammen. Ihre Mutter wurde ebenfalls ohnmächtig. Was von Aerzten auf dem Balle war, theilte sich zur Hülfe der beiden Unglücklichen. Ich wurde Beistand der Tochter. Von ihrem Lager traf mich ihr dankbarer Blick. Meine Pflicht rief mich weiter, aber dieser Blick war in meiner Seele geblieben, ein heiliger Funken, der später zur Flamme werden sollte. Dieser Umstand war es auch, der uns hier, nach dem überraschenden Wiederfinden so schnell nah und näher zusammenführte. In meinem traulichen Gespräch erzählte ich von Ihrer Jugend, mein Vater, und daß auch Sie Arzt seien. Ich nannte Ihren Geschlechtsnamen, und nun enthüllte sich schnell, was uns bisher verborgen geblieben war."

„Wer hätte auch in dem reichen Obersten von Scharfenstein den armen Doctor Scharf vermuthen

können?" fügte die Großmutter hinzu. „Der Himmel hat sich unsrer lieben Lisette und der Blumen bedient, um uns wieder zusammen zu führen."

„Meine geliebte Lisette!" rief der Greis entzückt, und drückte die jauchzende Kleine an's Herz, „nun bin ich erst recht dein Blumenvater und dein Großvater dazu. — Ihr lieben Theuren, wie oft in den Spätherbst herein die lebendige Erinnrung an den Frühling bricht, so frühlingsgewaltig, daß sie die Bäume mit neuen Blüthen übergießt, die Sträuche mit Knospen, der Rose innern Busen schwellt, das Veilchen hervorruft; so ist auch in unsern Herbst, meine Karoline, der Frühling hereingetreten, und schmückt unser Haupt mit jungen Blüthen. Unser Frühling wurde uns verdorben, unsre Blumen brach ein Sturm; so laß uns dieses Nachfrühlings mit frommem Herzen genießen! — Ich ahnete immer die Nähe eines Frühlings; denn mir war so jung und keimlustig zu Muthe. Aber ich dachte an den himmlischen Frühling, und nun ist mir noch ein irdischer geworden."

Der glückliche Blumenvater! Noch eine lange Reihe von Jahren war ihm vergönnt, im Kreise der Seinigen Freude und Liebe zu geben und zu empfangen. Ruhe und Heiterkeit nährten das Docht

seines Lebens fort und fort mit stärkendem Oel, bis er ein Neunziger geworden war. Er sah liebliche Töchter und Söhne als Urenkel aus Mathilden's blühendem Mutterschooße hervorgehen, aber seine Liebe war vorzüglich den Erstern gewidmet. Sie wurden aus Kindern Jungfrauen, und der alte Blumenvater wand ihnen den Brautkranz. So führte er an seinen duftenden Blumenbanden ein Geschlecht nach dem andern aus der Kindheit in das bewegte Leben ein, und die ihn als Kinder geliebt, segneten und verehrten ihn als Mütter. In manchem Hause hatten Großmutter, Mutter und Tochter Blumen von ihm erhalten.

Und als er nun einging zum ewigen Frühling, geleiteten ihn alle Jungfrauen und jungen Mädchen bis zum Säugling herab zum Grabe. Der Himmel hatte ihm die hohe Gunst erzeigt, ihn im Frühling mitten unter seinen Blumen einschlummern zu lassen, berauscht von ihren narkotischen Düften. Wie die Stadt ihre lieblichen Kinder ihm mitgab, so hatten alle Gärten ihre Blumen gespendet. Jedes Kind, jede Jungfrau trug ein Körbchen voll, und wie der Blumenvater ihnen Allen Blumen geschenkt, so gaben Alle ihm Blumen wieder. Als der Sarg eingesenkt war, leerten sie die Körbchen, und die Gruft wurde voll Blumen bis oben an. Der Blumenvater war in Blumen begraben. Es war kein Raum für die

Erde. Liebe und Dankbarkeit weinten an seinem Grabe. Sein Andenken lebt fort und fort in edeln Frauenherzen, und jeden Frühling ist sein Hügel mit frischen Kränzen geschmückt, und oft findet man die Worte auf seinem Stein: „der Asche des Blumenvaters.“

Die Feenlinde.

Novelle.

An einem ziemlich nebligen Herbstmorgen war auf dem alten Schlosse Carnhall und in dem dazu gehörigen Dorfe in einer der südlichen Grafschaften Irlands viel ungewöhnliche Bewegung. Jung und Alt schmückte sich wie zu einem Feste, obgleich es ein gewöhnlicher Wochentag war; es wurde ein Hin- und Herlaufen bemerkt, ein Fragen und Erzählen, eine Spannung, wie sie selten unter den armen und gedrückten Bewohnern dieser Gegend vorkam. An das alterthümliche Schloß grenzte unmittelbar ein großer Park, wie dieß in Irland meist der Fall ist, und an der Seite des Parks, einige hundert Schritte vom Schlosse entfernt, mit der vordern Fronte einer großen Moor- und Heidestrecke zugekehrt, lag das Parkhaus, die Wohnung des Parkwärters und Leibjägers der gräflichen Familie von Mooreland, deren Stammschloß Carnhall war. Der Weg zwischen dem Parkhause und dem Schlosse war seit langer Zeit nicht so frequentirt worden, wie heute. Am öftersten sah man einen Greis von ehrwürdigem Ansehen mit einer seinen Jahren, deren Last allzu deutlich auf seiner übrigens edeln Gestalt ruhete, unangemessenen Hast den Weg zwischen beiden Häusern zurücklegen. Dann ein junges Mädchen von

höchstens achtzehn Jahren, eine gar liebe Gestalt, ein überraschend schöner Ausdruck von sanfter Unschuld und gewinnender Herzensgüte, die entweder an der Seite des Alten ging und auf seine Befehle horchte, um sie schnell auszuführen, oder allein, flüchtig wie ein Reh, über die halbverras'ten Sandwege dahin flog. Diese blonde blauäugige Schönheit, kaum etwas besser als eine Bäuerin gekleidet, hatte selbst einen sonderbaren, aber treuen Begleiter, so treu, daß er ihr nie von der Seite wich, eine schneeweiße englische Dogge von ungewöhnlicher Größe und majestätischem Ansehen, mit röthlichen klugen Augen und einem mächtigen Gebiß. Dieser Hund war nicht minder geschäftig als die liebliche Herrin, an die er so fest attachirt war; denn er trug Körbe von nicht geringem Gewicht, und andre Effecten mit unermüdlicher Ausdauer, und bezeigte der reizenden Jungfrau, wenn sie ihn lobte, oder mit der weichen Hand über den Kopf strich, wozu sie sich gar nicht zu bücken brauchte, seine dankbare Freude durch Töne und Bewegungen.

Greis, Jungfrau und Dogge waren wieder zusammen auf dem Wege vom Parkhause nach dem Schlosse begriffen, als ihnen ein junger Mann in der bescheidenen Kleidung eines gewöhnlichen Waidmannsgesellen entgegentrat, dessen schlanke, schöne Gestalt und blühendes ausdrucksvolles Gesicht das

Mädchen den Morgen über schon ein Mal wahrgenommen zu haben glaubte. Er grüßte sehr höflich und sprach: „Verzeiht, wenn ich Euch störe. Ich bin ein Fremder und habe in meiner Jugend viel von diesem alten Schlosse und seinen Umgebungen gehört. Ich wünschte wohl das Innere dieses düstern Gebäudes zu betrachten. Ihr scheint mir ein Diener des Hauses.“

„Das bin ich allerdings, zeit meines Lebens, junger Geselle“, versetzte der Greis, den Jüngling mit den Augen messend.

„Vielleicht seid Ihr gar der alte Parkwärter Brine Daly, von dem man mir gesagt hat?“

„Ihr habt meinen Namen genannt. Doch wer konnte Euch von mir sagen?“

„Ach, das sind alte Geschichten, aus meiner frühen Jugend, von denen ich das Meiste wieder vergessen habe! Ein alter Jäger erzählte sie mir, der Euch sonst gekannt hat. Ihr seid demnach mit dem Schlosse und seinen Umgebungen auf's Genaueste bekannt?“

„Wie sollt' ich nicht? Bin ich doch darin aufgewachsen, Jüngling!“

„Wollt Ihr mir nicht die Güte erweisen und mich ein Mal durch seine Gemächer führen? Ihr würdet mich höchlichst erfreuen. Doch nein, vorher bitte ich Euch noch um eine andre Gefälligkeit.

Wir sind ja hier im Park und also dem Gegenstande meines Wunsches am nächsten. Man hat mir ein Mal erzählt, in diesem Parke stehe ein uralter, verwachsener Lindenbaum, an welchen sich auf eine merkwürdige Weise die Schicksale der altadligen Familie dieses Hauses ketten sollen. Hättet Ihr wohl die Freundlichkeit, mir diesen ehrwürdigen Baum zu zeigen?"

„Ach, Sie meinen die Feen-Linde", sagte das Mädchen rasch.

Aber der Greis strafte die vorlaute Sprecherin mit einem strengen, verweisenden Blick und sah dann den Jüngling bedenklich an; seine graubewimperten Augen suchten lauernd und forschend in den Zügen desselben. Da diese aber unbefangen blieben, sagte der Alte hastig: „Was muthet Ihr mir zu, junger Fremdling? Ich habe alle Hände voll zu thun; die Herrschaft wird in einigen Stunden schon erwartet. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, und soll Euch sagen, wo der Baum steht. Was weiß ich von der Linde?" fuhr er sich verbessernd fort. „Euch mag wohl ein loser Fant ein rechtes Mährchen aufgebunden haben." Und brummend und scheltend ging der unfreundlich gewordene Greis dem Schlosse zu. Der Jüngling wurde sichtbar sehr niedergeschlagen und traurig. Das Engelsauge der Jungfrau haftete einen Moment voll gütigen Mit-

leids auf seinem schönen aber betrübten Antlitz; dann flüsterte sie ihm schnell zu: „Verziehen Sie noch einige Augenblicke; ich will gleich zurück sein und Ihnen die Feen-Linde zeigen und Sie, wo möglich, auch im Schlosse herumführen.“

Eilig hüpfte sie dem Alten nach und der Hund that neben ihr gewaltige Sätze. Des jungen Mannes Auge hatte sich wieder erheitert und strahlte der davon Eilenden mit dem Ausdruck freudiger Ueberraschung und ungewöhnlicher Theilnahme nach. Dann glitt es auf das graue, hie und da verwitterte Gestein des winkeligen Schlosses über, und nun sprach eine bewundernde Rührung aus ihm. Aus den tiefen Gedanken, in die er bei dieser Betrachtung versunken war, weckte ihn das freudige Gebell der Dogge, die in großen Sätzen ansprang, und der ihre ihr mit Schmeichelnamen zurufende Herrin folgte.

„Kommen Sie schnell, junger Herr; der Großvater ist jetzt anderweitig beschäftigt und wird mich nicht gleich vermissen!“ rief sie dem Fremden zu. „Zürnen Sie ihm nicht, dem alten Manne“, bat sie, herzlich plaudernd, auf dem Wege durch den Garten; „er ist heute übler Laune. Alles ruht auf ihm, und es ist gar zu viel noch zu schaffen; denn die junge Lady soll recht überrascht werden, und wir bieten Alles auf, die alten Diener sowohl,

als auch die Dorfleute, um sie gleich für uns zu gewinnen. Der Großvater, als oberster und ältester Diener, hat die Anordnungen zum Empfang der Herrschaft im Schlosse zu treffen, das seit vielen Jahren nicht bewohnt gewesen ist.“

„Ihr freuet euch wohl recht darauf, daß der Graf Mooreland das Schloß nun wieder einen Theil des Jahrs bewohnen will?“

„Vorzüglich neugierig sind wir auf die Gräfin, die den finstern, und nach dem Tode seiner ersten Gemahlin uns schier fremd gewordenen Herrn noch ein Mal gefesselt hat, und uns nun wieder zuführt. Wir wissen wohl, daß unser Herr auf Betrieb seiner Braut hierher zieht; denn er ist eigentlich kein sonderlicher Freund des Landmannes und des Landlebens, und hat zeither seine reichen Einkünfte in Dublin und London verzehrt. Die Lady soll jung und sehr schön, zwar etwas stolz, aber doch auch sehr gütig sein. Sie sind heute getraut worden und langen Nachmittags hier an. Eine Hochzeit wird aber nicht gefeiert. Die Lady hat sich's verbeten, und will das Geld, was das Fest gekostet hätte, den Armen ihrer Dörfer schenken; deren sind leider sehr viele. Dafür lieben wir sie aber auch schon sehr. Kennen Sie sie vielleicht?“

„Ja wohl kenn' ich sie!“ seufzte der junge Mann, und streichelte die Dogge, indem er, um

die Unterhaltung auf einen andern Gegenstand zu bringen, fortfuhr:

„Ein herrliches Thier! fürwahr, wie ich noch keins gesehen.“

„Ja und wie er mich liebt, der gute Hund“, fügte das Mädchen hinzu. „Er bedient mich wie es kein Mensch thun würde, schläft Nachts an meinen Bette, und verläßt mich am Tage nie. Der Pfarrer hat ihm sogar erlauben müssen, die Kirche mit mir zu besuchen, wo er sich ganz ruhig verhält. So lange man ihn aber von mir trennte, störte er oft den Gottesdienst. Er versteht jedes meiner Worte, ja meine Blicke. Das kommt daher: er ist mit mir aufgewachsen; denn ich war erst sechs Jahre alt, als er zur Welt kam, und ich hatte seine Mutter schon sehr lieb. Aber er wird nicht allein von mir, sondern von allen Gliedern unsrer Familie werth gehalten, vorzüglich vom Großvater. Der Hauptgrund ist, weil seine Vorfahren seit langer, langer Zeit im Hause der Grafen Mooreland gelebt haben und gleichsam dazu gehörten, so wie meines Vaters und Großvaters Vorfahren auch.“

„So heißt er wohl Dart? *)“ fragte der Fremde.

„Ei, woher wissen Sie denn seinen Namen?“

---

*) Pfeil.

„Hießen nicht alle seine Vorfahren so?“

„Gewiß! das ganze Geschlecht führt diesen Ehrennamen.“

„Man hat es mir gesagt.“

Unter diesem Gespräch waren sie in eine einsame düstre Gegend des Parks gelangt. Die unbeschnittnen Büsche standen hier dichter; es schienen absichtlich dunkelgefärbte Laub- und Nadelhölzer zu sein. Der Rasen sah gelb und traurig aus, und der angrenzende Moor hatte seine sumpfige Feuchtigkeit theilweise auch diesem Boden mitgetheilt. In einer Ecke stand ein alter Lindenbaum von mittler Größe und nicht eben sehr stark. Er hatte eine Menge Aeste um sich ausgebreitet, von welchen viele schon lange abgestorben und zu Knorren geworden, andere noch im Sterben begriffen waren. Der Schaft war mit Moos überdeckt, an manchen Stellen verfault und verwittert; der Baum war größtentheils des Blätterschmucks beraubt, und was noch an seinen Zweigen hing, trug des Herbstes gelbe Todtenfarbe. Er sah aus, wie ein lebenssatter, todtmüder Greis, der krank und siechend doch nicht sterben kann. Dicht an seinem Stamme stand ein steinerner Betstock, der gewiß nicht viel jünger war, als der Baum; auch ihn hatte Moos überzogen und sein defectes Haupt mit dem jugendlichen Grün neuer Lebenshoffnung bedeckt. Der Heilige war schon lange aus seiner Nische ver-

schwunden und Vögel hatten dafür ihr Nest hinein gebaut. Auf der entgegengesetzten Seite, einige Schritte vom Baum, ragte ein schwarzes hölzernes Kreuz, aus niederm Gestrüppe empor. Der ganze Platz hatte einen höchst melancholischen Ausdruck.

„Dieß ist die Feen-Linde, nach der Sie gefragt haben,“ sagte das achtzehnjährige Kind, auf den vielleicht achthundertjährigen Baum deutend. „Mit seiner Geschichte sind Sie ja wohl bekannt; wenigstens ließ sich das aus Ihren Reden schließen.“

„Ich weiß nur wenig davon; erzähle du mir sie, liebes Mädchen,“ versetzte der Fremde, der das blühende Kind gerne reden zu hören schien.

„Wenn ich nur mehr Zeit hätte. Ich muß mich auch noch putzen, und der jungen Lady ein Gedicht überreichen.“

„Ich bitte dich, erzähle mir nur Etwas von dem Baume, z. B. woher er den Namen hat. Die Geschichte muß sich in deinem Munde noch ein Mal so schön ausnehmen.“

Das Mädchen erröthete leicht; doch begann sie zu erzählen: „Vor langen Zeiten, als die Geister, die in Bergen und Steinen, in Flüssen und Bäumen wohnen, noch mehr mit den Menschen verkehrten, als jetzt, vielleicht zu der Zeit, als der heilige Patrik das Heil des Himmels von England nach unsrer grünen Insel herüber brachte, wara uch ein englän-

discher Ritter über den St. Georgs-Kanal gekommen und hatte sich in dieser Gegend niedergelassen. Eine engelschöne Fee, die ihren Wohnsitz in dieser damals noch jungen, schönen Linde hatte, verliebte sich in den Ritter und begleitete ihn oft auf der Jagd. Der Ritter gewann sie ebenfalls sehr lieb, und verlobte sich mit ihr eidlich und feierlich, in der Meinung sie sei ein benachbartes Fräulein. Als er später dahinter kam, daß sie ein überirdisches Wesen und gewisse Tage in den Lindenbaum gebannt sei, entsetzte er sich vor ihr und brach ihr das gegebene Versprechen, indem er der Tochter eines irischen Häuptlings seine Hand gab und sich dieses Schloß baute. Die Fee ließ nichts von sich hören, noch sehen. Der Ritter Mooreland — denn er ist der Stammvater des gräflichen Geschlechts gewesen — war schon Vater einiger Kinder und hatte sein Bündniß mit der Fee ganz außer Acht gelassen, als er einst mit seinem Hunde auf die Jagd ging. Er versprach seinem Weibe, welches er sehr liebte, zur Mittagszeit wieder im Schlosse zu sein; aber sie wartete vergebens mit dem Essen auf ihn, wartete bis Abend, bis spät in der Nacht. Da brach ihr das Herz fast in banger Ahnung; denn noch nie war ihr Herr so lang ausgeblieben, und sie sandte Leute nach ihm aus. Doch umsonst suchten ihn diese bis an den Morgen. Am andern Tage fand man

seinen Hund unter der Linde, der mit Heulen und Winseln am Baume emporsprang. Davon nahmen die Leute ab, daß die Fee des Baumes, von deren Verhältniß zu ihrem Herrn sie wohl gehört, Rache an ihm genommen, und ließen ab mit Suchen, in der sichern Ueberzeugung, daß der Ritter von der Erde verschwunden sei. Einige wollten auch dumpfe Klagetöne aus dem Baume vernommen haben, und flohen Alle mit Angst und Schrecken. Der Hund aber heulte und schrie an dem Baume, kehrte nicht wieder nach Hause zurück, nahm keine Nahrung zu sich, und wurde endlich von Hirtenknaben todt unter der Linde gefunden und begraben. Die Rittersfrau erzog trauernd ihre beiden Knaben und erhielt auch nicht die leiseste Ahnung einer Kunde von ihrem Gatten, der wie von der Erde verschwunden war. Nach Jahren, als die Söhne schon erwachsen waren, bestiegen ein Mal ein Paar Knaben die Linde, um nach einem Neste zu sehen, das die lieben Vöglein in ihren Zweigen erbaut hatten. Kaum ist der Erste hinauf, als er oben schreiend verschwindet; der Zweite steigt schnell nach und sieht, daß der Stamm des Baumes oben zwischen den Aesten ein Loch hat, und sein Kamerad in den hohlen Baum hinabgerutscht ist. Der unten schreit jämmerlich und behauptet, es sei ein Gespenst im Baume; der Andere läuft nach Stricken und Stöcken, und bringt mit Hülfe der-

selben seinen Gefährten glücklich herauf. Auf die Versicherung, daß ein Mann unten im Baume stecke, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, steigt der Hirt, der Knaben Vater, in den Baum, und bald ziehen sie ein mit Fetzen bekleidetetes Gerippe heraus, aus denen man noch die Kleidung des Ritters Mooreland erkennt. Wahrscheinlich war er jagend auf den Baum gestiegen, um ein Wild zu erlauern, und die von ihm schwer gekränkte Fee hat ihn schnell in den Stamm hinabgezogen und ihn dort todt geküßt. Seit jener Zeit heißt dieser hohle Baum die Feen-Linde und ist in Verruf bei allen Leuten der Umgegend. Selbst die Nachkommen des Ritters hatten stets eine große Scheu vor dem Baume, um so mehr, da sich bald zeigte, daß er seine schauerliche Wirkung auf die Glieder des Mooreland'schen Hauses nicht verloren hatte. Denn ich kann Sie versichern, es hat fast keinen Mooreland gegeben, dem mit dieser alten Linde nicht irgend etwas Seltsames begegnet wäre. Die Nachkommen der treuen Dogge wurden von den Besitzern des Schlosses stets geliebt und gepflegt, und einen Sprossen dieses Hundegeschlechts sehen Sie in meinem guten Dart, dessen Vater nicht minder treu an seinem edeln Herrn hing, und mit ihm in's Elend wanderte."

„Du meinst den Grafen Ulysses, gutes Mädchen," sagte der Jüngling mit einer Thräne im Auge.

„Haben Sie ihn gekannt, den edeln Herrn?“ fragte sie.

„Ich denke wohl.“

Sie waren wieder im Hofe.

„Jetzt will ich Ihnen in aller Eile auch noch das Schloß zeigen; aber wir müssen uns sehr sputen, denn dann muß ich mich anputzen.“

Sie führte ihn die dunkle steinerne Treppe hinauf und durch die hohen, düstern Gemächer. Er durchschritt sie schweigend und in tiefes Anschaun versunken. Im Ahnensaale durchmusterte er eben die Bilder der Grafen von Mooreland, und seine Führerin wollte ihn ungeduldig schon an die Rückkehr erinnern, als der alte Parkwärter herzu trat und seiner Enkelin in vorwurfsvollem Tone zuflüsterte: „So hast du den fremden Menschen doch herein geführt? Wer weiß, was er für Absichten hat! Ich bin sehr unzufrieden mit dir, Nora.“

„Er ist so gut und hat mich so höflich gebeten,“ versetzte Nora bittend. „Der kann kein schlechter Mensch sein. Drum nicht zürnen, liebes Großväterchen, Herzenskleinod!“ Mit diesen Bittworten streichelte sie des Greises bärtiges Kinn, der dadurch beschwichtigt wurde. Der Fremdling hatte aber die Worte des Mädchens gehört, und sie schienen ihm wohlzuthun. Er drückte ihr dankbar die Hand,

streichelte noch ein Mal den Hund und verließ dann rasch das Schloß.

Der Tag neigte sich schon, und noch wollte die sehnlichst erwartete Gutsherrschaft nicht erscheinen. Dorfbewohner der großen Mooreland'schen Besitzungen standen seit Mittag im besten Sonntagsstaat in Reih und Glied, die Dorfrichter und Pfarrer an der Spitze, die Kinder mit Blumen, den letzten Nachzüglern des Jahrs, beladen, die sie dem Lord und der jungen Gemahlin desselben, die ihnen noch unbekannt war, streuen wollten. Unter die Ausbrüche der Ungeduld über das lange Ausbleiben des Reisewagens und seiner Begleitung hörte man Segnungen mischen, die der jungen Frau galten, von der man eine gänzliche Umwaltung des strengen Herrn wünschte und hoffte.

Vorn neben dem Pfarrer stand Nora, des alten Brine Daly liebliche Enkelin, in Weiß gekleidet, mit einer hellgrünen Schärpe um den schlanken Leib, mit ihren frommblickenden blauen Taubenaugen, ein Bild der Hoffnung, ein Kind der Unschuld. Sie hielt ein weißseidenes Kissen in den Händen, auf welchem ein von einem der Pfarrer angefertigtes, vom Gerichts-schreiber zierlich geschriebenes Gedicht, von einem Kranze umwunden, der Abnahme wartete. Nora's Vater, Thomas Daly, Substitut des alten Brine, war mit der männlichen Jugend der verschiedenen

Dorfschaften, was er davon hatte beritten machen können, der erwarteten Herrschaft bis an die Grenze des Gebiets entgegen gezogen; der alte Parkwärter aber trieb sich noch immer, im starken Contrast gegen die ungeduldig harrende Unthätigkeit der Uebrigen, in rastloser Geschäftigkeit im Schlosse, in den Seitengebäuden, im Hofe, auf dem Vorplatze umher, und hatte hier noch zu schaffen, dort anzuordnen, zu verbessern, umzuändern, bald fiel ihm das ein, bald jenes, was noch vergessen war, und Mägde und Knechte hatten viel von ihm zu leiden. Doch dem strengen, polternden Worte, das verletzte, folgte ein freundliches, versöhnendes Lächeln, und Niemand war dem alten, in der Ausübung seiner Pflicht so eifrigen und strengen Manne gram.

„Heiliger Patrik! wo sie nur bleiben mögen?" sprach der Greis vor sich hin. „Mein liebes Enkelchen dort, das mir wahrlich ein liebes Engelchen ist, trippelt sich die Füßchen fast ab und wird sich in dem leichten weißen Kleidchen erkälten, denn die Nacht schickt schon ihre kalten feuchten Vorboten. O und guter Gott, was wird es erst noch für Arbeit geben, wenn sie da sind! Ich bin jetzt schon ganz verwirrt im Kopfe und weiß nicht recht, was ich thue, geschweige was ich unterlasse. Aber horch! War das nicht ein ferner Freudenruf? Wahrhaftig, da kommt Sim O'Rean, unsers Dorfrichters Schwiegersohn,

angesprengt und schwingt sein Tuch über dem Kopfe. Sie kommen! Sie kommen! Heiliger Patrik, steh' mir bei! Der Angstschweiß rinnt mir über alle Glieder. Holla, ihr Bursche und Mägde, Lieblinge! Jetzt gilt's! Aufgepaßt! Die gnädige Herrschaft wird gleich einrücken.'' Und auf und davon lief er, als ob seine Beine ein halbes Jahrhundert jünger wären. Der voraussprengende Bote hatte mit der Verkündigung der endlichen Ankunft der Herrschaft das Zeichen zu einem allgemeinen Tumulte gegeben, und das Geschrei: „Sie kommen!'' entfuhr unwillkührlich jedem Munde, um das Ohr des Nachbars damit zu quälen. Und sie kamen. Von der reitenden Dorfmannschaft umgeben, fuhr der offene Wagen schnell über die Ebene daher, und bewegte sich, sobald er in die Wurfweite des Schlosses gekommen war, langsam heran. Das Volk brüllte den Dorfrichtern ihr Vivat zehn- bis zwölfmal nach; dann traten der Pfarrer des Dorfes und Nora Daly an den Wagen heran; die Letztere überreichte zitternd der jungen Herrin das Kissen, und der Erstere räusperte sich und krächzte dann seine Bewillkommnungsrede her. Der Wagen hielt, und alles Volk drängte sich, die Ermahnungen zur Ordnung verspottend, so dicht als möglich an denselben, um die Lady zu begaffen. Neben einem ziemlich bejahrten Manne, der mit Kamm und Scheermesser vergebens gegen die Ver-

wüstungen angekämpft hatte, welche die Jahre der zweiten Hälfte des Menschenalters auf Gestalt und Angesicht hinterlassen, saß ein junges hohes Weib, mit jenen eigenthümlichen Reizen, die den Volkstypus der Iren und Schotten ausmachen, und beide Völker als gemeinsamen Ursprungs bezeichnen. Stolz schien auf dem bleichen Gesicht mit Schwermuth gepaart, und doch waren die Erwiederungen der Grüße, die Kußhände und Verneigungen gegen das Volk nicht ohne einen Ausdruck von Güte und Milde. Ihr Anzug war einfach und edel, während der geckenhafte Aufputz ihres Gemahls einen eben so schlimmen Contrast zu jenem bildete, wie sein finsteres, altes, hochmüthiges Gesicht, das er kaum verzog, um einem Gruße zu danken, gegen ihre jugendlichen, reizenden Züge und ihre, wenn auch erzwungene, Freundlichkeit.

Indem während der Rede des Pfarrers, die ihre Aufmerksamkeit wenig zu fesseln schien, das Auge der Lady wohlwollend und neugierig über die sich ihr zugekehrten Gesichter streifte, begegnete sie plötzlich dem Auge des fremden jungen Mannes, dem Nora am Vormittage die Feenlinde und das Schloß gezeigt, und der sich jetzt unter das Volk gemischt hatte, und ein leiser Ton des Schreckens entglitt ihrem bebenden Munde, begleitet von überhandnehmender Blässe ihrer Wangen, und von einem erlöschenden Blicke, der sich anstrengte, die Ursache so plötzlicher Ver-

wandlung noch einmal zu erfassen. Aber der junge Fremdling hatte ihre Bewegung bemerkt und war nicht mehr an derselben Stelle. Vergebens suchten ihn ihre umherirrenden Augen.

„Was fehlt Ihnen, Mylady?" fragte der Graf neben ihr. „Sie zittern am ganzen Leibe. Ich fühle es deutlich."

„Die kalte Abendluft," stammelte sie verwirrt.

„Fort!" donnerte er, die Rede des Pfarrers unterbrechend, dem Kutscher zu, die Pferde zogen an, das Volk stob auseinander, und der Wagen rollte über die Zugbrücke und durch das hohe Schloßthor.

Im Parkhause wurde das Abendbrot zugerichtet, mit um so größerm Appetit erwartet, da man heute wegen des Einzugs der Herrschaft weder an Frühstück, noch Mittagessen hatte denken können. Thoms Daly's Kinder saßen um den großen eichenen Tisch und harrten der genießbaren Gaben der Mutter und Schwester; denn Nora sprang der Mutter mit emsiger Sorgsamkeit und kindlichem Eifer bei, um der geliebten Frau die wirthschaftlichen Geschäfte zu erleichtern; ja, Frau Molly hätte getrost die Führung der ganzen Wirthschaft der treuen Nora übergeben können, und Vater und Großvater ließen sich am liebsten von ihr bedienen. Der Erstere saß schon am

zweiten Platze des Tisches und schmauste mit Wohlbehagen ein geschmortes Kaninchen, das ihm die Tochter vorgesetzt hatte, und die hohen Bäume, welche das Haus umgaben, rauschten die Tafelmusik dazu. Nur der erste Platz des Tisches war nicht besetzt, und der alte Großvater fehlte noch.

Nora hatte eben ihre Bekümmerniß über sein langes Ausbleiben ausgesprochen, als die Thüre geöffnet wurde und der Greis augenscheinlich sehr erschöpft hereinwankte. Nora flog ihm entgegen, nahm ihm den Hut ab, trocknete ihm den Schweiß von der Stirn, und führte ihn mit Liebkosungen zu dem weichgepolsterten Sorgstuhl, dem eigentlichen Großvatersitz.

„Vater, Goldherz," sagte Thoms entschuldigend mit Ehrfurcht, „Ihr werdet mir es heute gewiß nicht übelnehmen, daß ich sogleich über das Essen hergefallen bin; Ihr wißt ja, daß ich mir solches an jedem andern Tage nicht erlaubt haben würde. Mein Hunger war sehr groß."

„Du hast wohlgethan, mein Sohn, Herzenskrone," versetzte der Greis. „Es war ein toller Tag heute, und auch meine Eßlust ist ungewöhnlich rege geworden. Der Duft des Bratens kitzelt mir die Nase wie selten. Und ich denke diesen Abend mit wahrem Jugendappetit zu tafeln. Nora gib mir einen Teller."

Das Mädchen sah die Mutter bedenklich fragend an; dann glitten ihre Augen mit demselben besorglichen Ausdruck auf das Gesicht ihres Vaters über, in welchem sich eine wunderliche Verlegenheit aussprach.

„Nun wird's bald, Liebling?" fragte der Großvater, über das ungewöhnliche Zaudern seiner Enkelin ungeduldig. „Hast du nicht gehört, daß mich hungert, wie seit Jahren nicht?"

Da gab Thoms seiner Tochter einen befehlenden Wink, die Mutter schien durch einige derselben zugeflüsterte Worte dieses Gebot zu bestätigen, und Nora setzte, obgleich keineswegs mit der ihr eigenthümlichen bereitwilligen Dienstfreudigkeit, dem Großvater den Teller hin; der Alte zog seinen Genickfänger hervor und langte sich vom duftenden Braten wacker zu. Vater und Sohn speisten mit dem größten Wohlbehagen, und die Brandweinflasche wechselte fleißig zwischen ihnen. Mutter und Tochter setzten sich nun auch zu Tisch, aber der Letztern wollte es nicht recht munden; ängstlich hingen ihre Blicke an des Großvaters heitern Zügen. Man sprach von der jungen Lady, und jedes Glied der Familie fand an ihr etwas zu loben; dann kam's auf die Feierlichkeiten des Empfanges, und die jüngern Kinder erzählten fleißig die Einzelheiten dieses für sie so merkwürdigen Ereignisses. Ein stämmiger Knabe

von vierzehn Jahren, das auf Nora zunächstfolgende Kind, zog einige Schillinge hervor und zeigte sie mit den Aeußernngen unmäßiger Freude den Geschwistern und Eltern, erzählend, daß er sie von einem Fremden zum Geschenk erhalten, dem er alle Gelegenheiten des Parks habe zeigen müssen. Aus der dem Jungen abgefragten Beschreibung erkannten Großvater und Nora sogleich den jungen Mann, den die Letztere zur Feenlinde und durch das Schloß geführt hatte. Der Alte schmollte noch ein Mal; aber das Mädchen sagte: „Ich konnte es ihm nicht abschlagen, er bat so höflich und doch so dringend, und ich glaube fest, es verpflichtete ihn irgend ein heiliges Versprechen, ein Gelübde —“

Dem Großvater fiel das Messer aus der Hand, sichtbar zusammenschreckend und erbleichend stöhnte er ein tiefes „Ach!“ aus der Brust hervor und lehnte sich an das Rückenpolster des Stuhls. Nora schrie bestürzt auf und eilte zum Großvater, die Eltern sahen sich verlegen an, und die Kinder waren plötzlich vor Schrecken verstummt.

„O heiliger Patrik!“ stöhnte der Alte auf, „welch eines schweren Vergehens hab' ich mich gegen dich schuldig gemacht! Diese Sünde kann mir nicht vergeben werden und bringt mir den Tod. Kinder, Herzenslieblinge, es ist ja heute der Tag meines Gelübdes. O weh mir! ich habe es gebrochen in

meinem hohen Alter, nachdem ich es zweiundvierzig Jahre heilig gehalten. Ich habe gegessen und getrunken an diesem Tage, und nun werde ich ihn nicht mehr erleben. Gebt Acht, ich sterbe, ich sterbe bald, als ein Wortbrüchiger und Meineidiger. O weh mir! weh mir!"

„Vater, Juwel, beruhigt Euch doch!" tröstete Thoms. „Unser heiliger Patrik wird Euch das Vergehen vergeben, das gar nicht so groß und bedeutend ist, wie Ihr meint."

„Frevle nicht, Liebling!" versetzte der Greis, ihm die Rede verweisend. „Ich muß das besser verstehen, und weiß gewiß, daß ich euch nun bald verlassen muß."

„Ach, Vater und Mutter, Goldherzen!" schluchzte Nora, „hättet Ihr mir doch nicht befohlen, dem Großvater den Teller zu geben. Schon hatte ich den Mund geöffnet, um ihn an das Gelübde zu erinnern, das er heute im Lärm und Gewirre des Tags vergessen hatte!"

„So habt Ihr's gewußt," weinte der Greis, „und habt mir's verschwiegen? Thoms, Thoms, wie hab' ich das um dich verdient? Warum bist du deinem frommen Kinde nicht gefolgt, welches meinem Begehren zu willfahren zauderte? Du hast dich der Sünde meines Wortbruchs theilhaftig gemacht. Du hast meinen Tod mit verschuldet. Ich habe im Eifer

meiner Pflicht, die dieser Tage so viel zu beschicken hatte, und aus Schwäche meines merklich abnehmenden Gedächtnisses mein Gelübde vergessen; aber du hast es gewußt, und hast schlimm an deinem Vater gehandelt, daß du ihm solches verschwiegen, und deinem Kinde nicht erlaubt, mich daran zu erinnern. Thoms, diese Sünde vergebe dir Gott!"

„Mein Vater, Kleinod," erwiederte der also hart getadelte, „glaubt doch, das wir Euch aus der besten Absicht nicht an Euer Gelübde gemahnt. Ihr seid alt und die Kräfte nehmen ab; Ihr könnt Euch Ruhe, Speis' und Trank nicht mehr so versagen, wie sonst. Ein einziger Tag der Entbehrung, der Euch aus der gewohnten Ordnung reißt, würde Euch sehr schaden. Dazu kommt, daß Ihr seit einer Woche all Euere Kräfte angestrengt, ja, überboten habt, um das Schloß einzurichten und der Herrschaft einen würdigen Empfang vorzubereiten. Ihr habt Euch erschöpft und die Tage über nicht so viel Zeit genommen, um mit gewohnter Bequemlichkeit Euere Mahlzeiten einzunehmen. Und nun kommt Ihr heim, freut Euch des frischen jugendlichen Appetits, und wir hätten so grausam sein sollen, Euch den Genuß zu versagen, dessen Euere schwindenden Kräfte so sehr bedürfen? Nicht doch! Ich kann mich nicht überreden, daß wir eine so große Sünde gethan haben. Der Geist meiner Mutter und der des

Grafen Ulysses werden Euch drob nicht zürnen, und der Schutzheilige unsers Vaterlandes Euch und mir den Fehl vergeben.“

Der Greis schüttelte zweifelnd und wehmüthig das kahle Haupt, in dessen Nacken der Schnee des Alters sich silberglänzend ringelte, und reichte dann dem Sohne die Hand zur Vergebung. „Ich weiß wohl,“ sagte er leise und mit zitternder Stimme, „ihr habt es gut mit mir gemeint, wie immer, süße Lieblinge; aber es ist zum Schlimmen ausgeschlagen. Meiner Tage sind nur noch sehr wenige, und ich werde den meines Gelübdes nicht wieder sehen. Auch habe ich genug in der Welt gelebt und Leid und Freud' getragen. Laßt mich jetzt sorgen, wie ich diese Sünde vor meinem Ende noch von mir nehme, und den heiligen Patrik wieder versöhne, damit ich rein und makellos dahin gehe, von wannen keine Rückkehr mehr ist.“

Während er dieses sprach, wurde er sichtbar bläſſer und schwächer und zitterte heftig, so daß die Seinigen mit der bangsten Besorgniß erfüllt wurden. Große, kalte Schweißtropfen standen auf seiner hohen Stirn, und sein sonst so lebhaftes Auge warf nur noch einen matten Glanz. Nora stand ihm weinend zur Seite und unterstützte sein Haupt, Thoms redete Worte des Trostes und der Beruhigung zu seinem Vater, während seine Frau in eiliger Bestürzung

ein Hausmittel bereitete. Niemand von der Familie, der den Zustand den Greises zu beurtheilen fähig war, konnte sich verhehlen, daß die Krankheit, die ihn so plötzlich überfallen, von Minute zu Minute im Steigen begriffen sei, und Nora's Blicke hingen mit ängstlicher Spannung an den sich mehr und mehr verändernden Zügen des Großvaters.

„Kinder, süße Herzen," sagte der Alte mit Anstrengung, „fast glaub' ich, die Strafe folgt der Sünde auf dem Fuße nach, wenn anders der Tod eine Strafe ist, oder sie nicht vielmehr zu seinem Gefolge gehört. Mir ist, als hätte ich nur noch wenige Stunden zu leben. Nora, rufe mir den Pfarrer. Ich will beichten und mein Herz erleichtern. Thoms, Juwel, ich habe dir etwas sehr Wichtiges zu entdecken, was die gräfliche Familie betrifft. Ich darf das Geheimniß nicht mit unter die Erde nehmen. Rufe mir schnell den Pfarrer, Nora, Süße!"

Weinend eilte das Mädchen in die unfreundliche, düstere Nebelnacht hinaus, die das erste Mondviertel, gleich einem Geisterkahn durch empörte Wolkenwogen gleitend, nicht erhellen, aber wohl noch grausiger machen konnte.

Die junge Gräfin hatte sich auf die ihr bestimmten Zimmer zurückgezogen, um sich von ihren Frauen

entkleiden zu lassen; der Graf saß sinnend am Fenster, und blickte eben nicht wie ein minnefröhlicher Hochzeiter in die Nacht hinaus. Da wurde ihm ein Bote der Gräfin O'Rian, Schwester seiner Frau, gemeldet, welcher um die Ehre bitte, die Glückwünschungsschreiben seiner Herrin überreichen zu dürfen. Es wurde hereingeführt ein junger, reich und schön gekleideter Mann; es war der Fremde, der Vormittags schon an Nora's Seite durch diese Gemächer gewandert war. Doch seine äußere Gestalt hatte sich sehr verändert. Mit höflichen, gut gewählten Worten überreichte er einen der beiden Gratulationsbriefe, und bat dann um Vergunst, den andern der Gräfin selbst einhändigen zu dürfen, da er von seiner gnädigen Herrin noch mit besondern mündlichen Aufträgen an die Neuvermählte beehrt worden sei. Der Graf befahl seinem Kammerdiener, den Boten bei seiner Gemahlin zu melden. Sie ließ ihn freudig willkommen heißen. Nach wenig Augenblicken trat er in ihr Boudoir, woraus ihre dienenden Frauen sich so eben entfernt hatten. Er verneigte sich tief und begann seine Rede, doch mit zitternder Stimme, indem er ihr den Brief hinreichte. Aber sie hatte kaum den Ton seiner Worte vernommen, als sie, ihm mit einem Blick des Entsetzens in's Gesicht starrend, ausrief: „Will Guire! O was willst du hier?“

„Dich an die heiligsten Versprechungen deines Lebens mahnen, Alce!" versetzte er mit gedämpfter Stimme.

„Fort! fort!" rief sie empört. „Ich mag, ich kann dich nicht hören."

„Es ist noch nicht lange her, daß du Niemand, als mich hören mochtest", erwiederte er schneidend. „Sollte ich nöthig haben, dir die Nächte des kaum verwichnen Sommers in dein kurzes Gedächtniß zu rufen, wo du mir unter Küssen und Umarmungen schwurst, der Ton meiner Stimme sei dir Himmelsschall?"

„Um Gottes und aller Heiligen Willen, wenn Jemand deine vertraute Sprache hörte! Wenn mein Gemahl — — Ich beschwöre dich, geh'!"

„Ich bin nicht gekommen, um das Feld so schnell wieder zu räumen. Noch hallen deine Schwüre in meinen Ohren wieder, und strafen meinen Argwohn Lügen, als hättest du mir die Treue gebrochen. Gezwungen bist du worden von deinen ehrgeizigen Eltern, das Weib eines alten Schelms zu werden. Noch bist du's nicht; ich kam zur rechten Zeit. Des Priesters Segen, ich verlache ihn. Noch berührte der alte Lüstling deinen heiligen Leib nicht; unentweiht kannst du mit mir nach Frankreich fliehen. Auf, folge mir. Im nächsten Dorfe steht ein Wagen für uns bereit."

„Nimmermehr, gräßlicher Versucher! Die Gräfin Mooreland wird nicht die Buhlerin eines frechen Knechts, dem, sie früher zu bethören, leider nur zu gut gelang.“

„Eines frechen Knechts!“ lachte der Jüngling fürchterlich. „Jetzt kenn' ich dich! Vertrauen, unbedingtes, festes, himmlisches Vertrauen schwurst du mir, und ich kehrte von Frankreich zurück, um es zu belohnen. Ein frecher Knecht bin ich nun, der ich erst dein glühend Geliebter war. Du verdienst das elende Weib dieses alten bösen Affen zu sein. Aber nicht vergebens sollst du mit Eiden gespielt und mein Herz zerrissen haben. Elende, du hast mir den Frühling meines Lebens zertreten, treuloses, schändliches Weib, in dem ich einen Engel zu umarmen wähnte. Dich treffe nun eben so heiße Rache, wie dich heiße Liebe umfing.“ Und sich selbst und alle Umgebung vergessend, stürmte der Jüngling auf die aufschreiende Gräfin ein.

„Du willst mich morden, Entsetzlicher!“ kreischte sie unter seinen Händen. „Zur Hülfe! Mörder! zur Hülfe!“

Mit rasendem Geschrei stürzten ihre Frauen in's Gemach. Ihr empörender Angstruf, ihr ohrzerreißendes Hülfegeschrei durchhallte das Schloß; heulend rannten die Diener in den ihnen noch ungewohnten Gängen aneinander. Will Guire, der rasende junge

Mann erhielt dadurch so viele Fassung, daß er an seine Rettung denken konnte.

„An den Galgen möchtest du mich bringen, schlechtes Weib!“ rief er der Gräfin mit Abscheu zu. „Ich fühle jetzt nichts weiter für dich, als die tödtlichste Verachtung.“ Und seine Waffe ziehend, machte er sich durch die schreienden Weiber Platz. Aber schon hatten ihm die Diener den Weg verrannt. Einige Kraftanstrengungen verschafften ihm auch hier den Durchgang. Mit verdoppelter Eile suchte er den Ausgang des Schlosses zu gewinnen. Flüchtigen und beflügelten Fußes stürzte er in den Park hinaus. Doch schon waren die Verfolger hinter ihm. Wie ein gehetzter Hirsch brauste er in die Nacht. Schüsse fielen. Er fühlte, daß er einen Streifschuß an der rechten Hüfte erhalten und fürchtete schon, seinen Verfolgern nicht entkommen zu können. Ohne zu wissen, wohin er gelange, setzte er mit ungeheurer Hast seinen Weg fort, und erlangte dadurch einen guten Vorsprung.

Die angstvolle Nora Daly hatte sich kaum einige Schritte vom Hause entfernt, indem sie quer durch den Park nach dem Dorfe lief, um den Pfarrer zu holen, als wilde Ausrufungen, gräßliche Flüche rauher leidenschaftlicher Männerstimmen, Hundege-

bell und einige Schüsse vom Schlosse her sie auf's Neue erschreckten. Dart, ihr Begleiter, schlug laut an, und ließ seine Donnerstimme ertönen. Nora hatte noch nicht so viel Zeit gehabt, einen Gedanken zu fassen, als Dart einen daher rennenden Mann stellte, der in der sich überstürzenden Hast der höchsten Verzweiflung ihr zurief: „Bei allen Heiligen beschwöre ich dich, verbirg mich, rette mich! Es gilt mein Leben. Im Angesicht Gottes und bei St. Patrik schwöre ich dir zu, du vollbringst eine gute That, die dir der Himmel lohnen wird. Laß mich nicht in die Hände meiner blutgierigen Feinde fallen. Ich bin verwundet; schon toben sie heran. In einem Augenblick bin ich verloren."

Eine einzige Bewegung Nora's hatte den Hund beschwichtigt und wedelnd ging er nun um den Bedrängten. Dieser hatte des Mädchens Hand ergriffen und sie wieder nach dem Jägerhause zurückgezogen. Mechanisch öffnete sie die Hinterthüre desselben und ihm nur das einzige Wort zuflüsternd: „leise!" — mehr vermochte sie nicht hervorzubringen, da Schrecken und Angst ihr fast die Kehle zuschnürten und ihr alle Glieder zitterten — führte sie ihn schnell in das Haus. Rechts sich wendend, brachte sie ihn in des Großvaters Kammer, weil sie sich in der Eile auf keinen andern Ort besinnen konnte, wo sie den Verfolgten mit einiger Sicherheit schnell hätte

verbergen können. Und doch war sie entschlossen, ihn zu retten; denn an der Stimme hatte sie den schönen, jungen Mann wieder erkannt, den sie am Morgen desselben Tags auf seine Bitten in das Schloß geführt, und an welchem sie größeres Interesse gewonnen, als sie für gut befunden, bei'm Abendtische zu bekennen. Lag doch der Antheil an dem Jüngling, der durch seine Fragen über das Schloß und dessen Gelegenheiten, so wie durch die bescheidene und einnehmende Art derselben ihre höchste Aufmerksamkeit erregt hatte, in ihrer eignen Seele noch wie ein schönes nur geahnetes Geheimniß.

Des Großvaters alterthümliches Bett, das bis zum Boden mit Laken behangen war, däuchte ihr in diesem drängenden Augenblick die sicherste Zufluchtsstätte ihres Schützlings, und die wenigen Worte, mit denen sie ihm so leis als möglich dieß andeutete, reichten hin, ihn, von ihrer Hand geleitet, schnell unter das Bett zu bringen. Einen Augenblick später war Nora schon wieder draußen im Park, um ihren so seltsam unterbrochenen Weg desto eiliger fortzusetzen. Der Kammerdiener und Stallmeister des Grafen verrannten ihr denselben mit der stürmischen Frage, ob sie nichts von einem flüchtigen Menschen bemerkt habe.

„Ach Gott!" versetzte sie, „freilich habe ich einen Mann wie einen Eber durch die Zäune brechen

sehen; er ist hinaus auf die Heide gestürzt, und wenn er bei'm Sprunge nicht den Hals gebrochen, so hat ihm Dart gewiß ein Leids gethan, der zu meinem Schrecken hinter her sauste, als habe er ein Rothwild im Treiben."

„Ist er dem Burschen auf der Spur, so entgeht er uns gewiß nicht!" lachte der Kammerdiener in einem recht widrigen Ton, „und so können wir die Jagd auf der Heide schon gemächlicher fortsetzen." Mit diesen Worten verließen sie den Park. Das entschlossene Mädchen aber erreichte geflügelten Schritts das Dorf und die Pfarrerwohnung und trat bald darauf an der Hand des Priesters, den sie mit Ungestüm zur Eile gerrieben hatte, wieder in die elterliche Wohnung.

Das bange Gefühl, das unterwegs ihre Brust beschwert hatte, wurde zur verzweiflungsvollen Angst, als sie bei'm Eintreten Großvater und Vater nicht mehr in der Wohnstube erblickte und die Mutter ihr berichtete, der Alte habe durchaus allein sein wollen und sich deßhalb vom Sohne auf seine Kammer bringen lassen, um sich dort zu legen. Der Pfarrer verfügte sich sogleich dorthin und Nora glaubte, ihr wildschlagendes Herz werde ihr die Brust zersprengen. Sie wußte nicht, was sie that, noch konnte sie einen Gedanken sammeln; ihr Kopf glühte fiebrisch und ihre Augen flirrten. Endlich brach die Empö-

rung ihrer Gefühle in einem heftigen Thränenstrom aus. Die Mutter schrieb natürlich Alles auf Rechnung der Krankheit des Großvaters, und Nora konnte im tobenden Seelenkampfe mit sich nicht einig werden, ob sie der geliebten Frau diesen Wahn nehmen sollte.

Der Pfarrer stand am Bette des Kranken und reichte ihm die Hand, die dankbar gedrückt wurde. Mit langsamer Stimme sagte Brine Daly: „Ich habe eine große Sünde begangen, hochwürdiger Herr, und muß deßhalb sterben, wie mir däucht, noch in dieser Nacht.“

„Was könntet Ihr begangen haben, guter Alter, das Euch des Himmels Zorn in so hohem Grade zuziehen, und Euern Tod sogleich zur Folge haben würde?“

„Ich habe heute ein altes Gelübde, welches ich einst dem heiligen Patrik gelobt und stets streng gehalten, unwissend gebrochen.“

„Laßt hören, von welcher Art das Gelübde ist.“

„In meinem Leben habe ich zwei Menschen über Alles geliebt,“ fuhr der Greis fort, „mehr als Vater und Mutter und Kinder, mehr als die Heiligen — Gott verzeih' es mir — mehr als mein Leben und meine Seele. Diese beiden waren der selige Graf Ulysses, der ältere Bruder unsers jetzigen Herrn

und meine selige Frau. Und auch mich hat nie ein Mensch mehr geliebt, als mein Herr und meine Jane. Denkt Euch, hochwürdiger Herr, welch ein elender, unglücklicher Mensch ich auf Erden gewesen, wenn ich aus Unvorsichtigkeit der Mörder des Einen oder des Andern dieser beiden theuern Menschen, ja vielleicht beider zugleich und meines Sohnes hier noch vor seiner Geburt geworden wäre? Es fehlte nicht der Raum von zwei Fingern, und Ihr sähet mich nicht vor Euch, als einen Greis, der sein Tagewerk ruhig und zufrieden mit Gott und den Menschen vollbracht hat, und der sich nur der einzigen Sünde anklagt, sein Gelübde gebrochen zu haben. Ich muß etwas weit ausholen um Euch diese Geschichte und ihre Folgen zu erzählen, und Euch Verhältnisse klar machen, die Euch zum Theil noch ganz dunkel sein werden, wenn Ihr auch das Eine und das Andre davon wissen solltet.

In meines Vaters Hause lebte seit ihrem sechsten Jahre eine Tochter seines im Dienste des Lord Stratford früh verstorbnen Bruders, Emmy, die er aus Mitleid und Pietät zu sich genommen und mit der ihm eignen seinen Kindern gewidmeten Sorgfalt und Liebe auferzogen hatte; denn er betrachtete seine Nichte ganz wie einen Sprossen seiner eignen Ehe, und Emmy, das schöne, sanfte tugendhafte Mädchen, deren treuestes Ebenbild ich wieder in meiner Nora

aufblühen sehe, war ganz geeignet, ihm diese Liebe zu vergelten. Und doch war die Aermste von des Himmels unerforschlichem Rathe bestimmt, Unglück über unser und das gräfliche Haus zu bringen. Sie war mit den beiden Grafen Ulysses und Olivier aufgewachsen, und in beiden Brüdern hatte sich vielleicht schon mit den angehenden Jünglingsjahren eine Neigung zu meiner Pflegeschwester gebildet, die aber Jeder vor dem Andern verborgen gehalten und von der auch sonst Niemand etwas gemerkt hatte. Die Grafen bezogen die Universität und gingen dann auf Reisen. Ich war überall ihr Begleiter. Als wir zurückkehrten, war Emmy eine ausgebildete, reizende Jungfrau geworden, und stand erröthend, wie eine liebliche Blume, im Kleide der Unschuld und Bescheidenheit vor ihren ehemaligen Gespielen. Graf Ulysses, der ihr Bild im Herzen mit über Meere und Länder getragen hatte, war berauscht von ihrer hohen Schönheit; er suchte und fand schickliche Gelegenheit, sie allein zu sprechen, erklärte ihr seine heftige Liebe und schwur ihr Treue. Seine Leidenschaft wurde allzuheftig erwiedert; sie gestand ihm, daß er Tag und Nacht ihr Gedanke gewesen, daß sein Bild sich in alle ihre Träume gedrängt und daß die Erfüllung ihres geheimsten und höchsten Wunsches, den sie sich selbst nie recht zu gestehen gewagt, nämlich von ihm wieder geliebt zu werden, sie zum

seligsten, glücklichsten Geschöpf der Erde mache. Dieß unschuldige Geständniß berauschte den jungen Grafen. Ich, der ich damals in meine gute Jane selbst sehr verliebt war, wurde Ulysses und Emmys Vertrauter, und durch meine Vermittlung sprachen sie sich oft heimlich. Aber auch Oliver war bei'm Anblick des reizenden Mädchens gegen sie in leidenschaftlicher Glut entbrannt; die seinige war unheiliger, unzüchtiger Natur. Er versuchte Alles, um Emmy zu verführen. Da er wohl wußte, daß ich ihm zu solchem Werke die Hand nicht bieten würde, so gewann er einen Kammerdiener seines Vaters, einen verschmitzten Franzosen, der ihm schon manches Bubenstück hatte mit ausführen helfen. Während ihren Operationen verging eine geraume Zeit. Ich führte meine Jane heim und ward ein glücklicher Gatte. Von meinem Glücke bestochen, ging Graf Ulysses damit um, seinem Vater seine Liebe zu gestehen und um dessen Segen zu bitten. Ein unerwartetes Ereigniß erhob ihn der Ausführung desselben. Oliver's böse Absichten hatten Ulysses nicht lange verborgen bleiben können, und eine unfreundliche Spannung war zwischen den beiden Brüdern eingetreten, die sich überhaupt nie sonderlich gut gewesen waren. Endlich wagte Oliver das Aeußerste, und Emmy rief den Schutz des Geliebten an, dem sie in Angst und Bestürzung nun Alles entdeckte, was sie zeither, um

Unglück zu verhüten, verschwiegen hatte. Es kam zwischen den Brüdern zu einem sehr harten Auftritt, in Folge dessen Oliver dem alten Grafen verrieth, daß Ulysses meiner Muhme die Ehe versprochen und fest entschlossen sei, sein Wort zu halten. Mein Vater wurde noch selbigen Abend zum Grafen gerufen, und in der Nacht Emma heimlich aus unserm Hause gebracht. Die Arme hatte nicht ein Mal mir einen Wink geben können. Wir wußten nicht, wohin sie geführt worden war. Mich schalt der Graf am andern Morgen weidlich durch und sagte mir, nur aus Liebe zu meinem Vater und weil ich bereits verheirathet und bald Vater sein würde, behalte er mich im Dienste; sobald ich mir aber beikommen ließ, der Emmy nachzuspüren, und seinem Sohne in derlei Dingen behülflich zu sein, werde er mich einsperren, durchprügeln und dann fortjagen lassen. Ulysses ließ des Vaters erste Hitze verrauchen, dann ging er zu ihm und erklärte ihm mit freimüthiger Offenheit, er werde sich niemals mit einem andern Weibe ehelich verbinden, er bitte daher um des Vaters Segen zu seiner Ehe mit Emmy, so wie um Entdeckung des Aufenthaltsorts des Mädchens. Der alte Graf wurde heftig und beleidigte den Sohn, dieser wurde dadurch aus seiner Fassung aufgestachelt; es kam zum leidenschaftlichen Wortwechsel, der jähzornige Alte griff nach dem Degen,

und rannte mit der gezückten Waffe auf den Sohn, um ihn zu durchboren; doch der Himmel bestrafte die Unthat, eh' sie verübt wurde. Ulysses wich aus, der Alte stieß in die Tapetenwand, prallte vom heftigen Stoße zurück, fiel rücklings in das Zimmer, und stammelte sterbend einen Fluch über die Liebe seines Sohnes und meiner Muhme. Einige Minuten darauf war er nicht mehr; ein Schlagfluß hatte ihm das Leben geraubt. Dieses Ereigniß hatte eine geistlähmende Wirkung auf Ulysses. Er war über zwei Wochen tiefsinnig, fragte nicht nach seinem Bruder, der sich verbarg und vor seiner Rache zitterte, nicht nach Emmy, die er ganz vergessen zu haben schien. Wir fürchteten für seinen Verstand. Ich allein durfte ihm nahen, und ihn bedienen. Da schien eines Tages die Sonne gar schön; es war das lieblichste Herbstwetter, das man sich denken konnte. Ich hatte keine Ahnung, daß dieser Tag der wichtigste meines Lebens werden würde. Ich trat zum Grafen, der eben düster und schweigend in den nachgelassenen Papieren seines Vaters blätterte, und wagte es, ihm zu dem lockenden Wetter eine Jagdpartie vorzuschlagen. Die Jagd war sonst immer seine liebste Beschäftigung gewesen. Zu meiner unaussprechlichen Freude willigte er ein. Ich renne wie toll in das Parkhaus, um die Büchsen schnell in Ordnung zu bringen, die lange nicht gebraucht wor-

den waren, und sie herbei zu holen. Um aber keine Zeit zu verlieren — denn ich fürchtete, wenn ich lange zauderte, würde den Grafen sein Entschluß wieder gereuen — nahm ich die Büchsen von der Wand, sagte meiner Jane mit heiterm Gesichte, wozu ich den Grafen beredet, und ertheilte ihr noch einige Aufträge. Während unsers Zwiegesprächs begleitete mich mein junges Weib durch den Park nach dem Schlosse zu. Ich putzte sprechend an den Gewehren. Da kommt ein Bedienter und sagt mir, der Graf warte bereits auf mich an der Feenlinde. Wir gingen dahin. Ulysses begrüßt meine Jane, tritt nah an sie heran und spricht mit ihr. Ich stehe einige Schritte davon, lade des Grafen Büchse, deren Hahn ich in der Uebereilung gespannt haben mußte. Plötzlich entgleitet sie meiner Hand; ich will sie auffangen, aber o Himmel! der Schuß geht los, die Kugel streift den aufgehobenen Arm meines Weibes, reißt dem Grafen einen Knopf vom Rocke hinweg und schlägt in den Baum. Ich bin zu alt und schwach, um Euch meinen Schrecken zu malen, hochwürdiger Herr; sobald ich mich aber überzeugt hatte, daß der heilige Patrik das fürchterlichste Unglück von mir gnädig abgewendet, sank ich auf die Knie, betete laut, dankte Gott und dem Heiligen, und gelobte dem Letztern, Zeit meines Lebens diesen Tag zu fasten und mich aller irdischen Dinge zu

enthalten. Es war dieß der Tag des heiligen Wenceslaus und sind heute drei und vierzig Jahre gewesen. Ich habe mein Gelübde treu gehalten bis auf heute. Die vielfache Beschäftigung die Zeit über, mein schwaches Gedächtniß und der Tumult des heutigen Tages haben mich mein Gelübde vergessen lassen. Mein Sohn hat aus mißverstandner Güte mich nicht daran erinnert, und so habe ich Speise und Trank zu mir genommen und des Heiligen nicht mit Dank gedacht, der mich doch vor so großem Unglück bewahrt. Ich fühle, daß ich sterben muß. Helft mir, hochwürdiger Herr, ich bitte Euch um Christi willen, daß mir die Sünde vergeben werde und hört, was ich noch auf dem Herzen habe. Auch du, mein Sohn, erfahre, was dir zu wissen nöthig ist, ehe ich zu meinen Vätern gehe.“

„Im Namen der Mutter Kirche, deren Diener ich bin,“ nahm der Geistliche das Wort, „verkündige ich Euch Vergebung Eurer Sünde. Erleichtert Euer Herz, Brine Daly, und seht mich bereit, Eure Beichte zu empfangen.“

Der Greis fuhr mit frischerer Stimme fort: „Der unglückliche und doch zugleich glückliche Schuß hatte in dem Grafen Ulysses eine höchst merkwürdige Veränderung hervorgebracht. Sein Tiefsinn war wie von ihm gestreift; er führte mein Weib nach Hause, verband ihr den blutenden Arm und forderte nun

mich auf, ihn zu begleiten, wenn auch nicht auf die Jagd, die nach diesem Vorfall Frevel gewesen wäre, aber auf einen Spaziergang. Brine, sprach er zu mir, ich brütete mit finstern bösen Plänen und war daran, sie in diesen Tagen auszuführen. Der Himmel hat mir ein Zeichen seiner Mißbilligung gegeben. Der Schuß hat mich bekehrt und zum Sieger über mich selbst gemacht. Jetzt drängt es mich, daß ich dir Alles gestehe. Du weißt, daß sich Oliver nicht durch rechtliche Mittel in die Gunst meines Vaters geschlichen und den alten schwachen Mann gegen mich eingenommen hatte, du weißt, was er gegen Emmy im Schild führte und wie er zuletzt noch, als ich seinem Schurkenplan offen entgegentrat, den Vater auf mich aufhetzte. Er ist dadurch gewissermaßen Schuld an des Vaters Tod. Vor meiner Rache zitternd, ist er nach Dublin zu meiner Tante geflohen. Seine Furcht ist nicht ungegründet gewesen. Mein Blut kochte am Feuer der Rache. In meines Vaters geheimem Archiv fand ich heute erst eine furchtbare Waffe gegen ihn, und ich gedachte sie in der höllischen Freude meines Herzens trefflich gegen den Verhaßten zu gebrauchen, um seine adlige Existenz zu vernichten. Oliver ist zwar mein Bruder, aber nicht der Sohn meiner Mutter, kein ehelich Geborner, sondern ein Bastard. Die Schwester deines Vaters, Brine, ist nach dem frühzeitigen

Tode meiner Mutter, die seinige geworden. Dein Vater muß es bezeugen, da er mit in die Verhandlungen verflochten ist. Aus Adelstolz hat mein Vater verschmäht, deine Tante zu seiner Frau zu machen. Oliver hat nicht die mindesten Ansprüche auf die Vorrechte einer adligen Geburt, und ich wollte morgendes Tags die aufgefundnen Dokumente gegen ihn geltend machen; doch der Schuß hat mich zur Besinnung gebracht. Wenn mir die Kugel durch's Herz ging, war er morgen Herr von Earnhall. Ich verzichte auf jegliche Rache; er soll über seine Geburt nie erfahren, was wir beide und dein Vater wissen, und von deiner und seiner Verschwiegenheit bin ich überzeugt. — Ich faßte des Grafen Hand voller Bewundrung und dankte Gott noch ein Mal für seine wunderbare Schickung im Stillen. Hierauf erklärte mir Graf Ulysses, daß er entschlossen sei, meine Muhme in kurzer Frist zu heirathen. Er verfügte sich mit mir zu meinem alten Vater und leicht erfuhren wir Emmy's Aufenthalt. Die Verbannte wurde im Triumphe zurückgeführt, Oliver erhielt die festesten Zusichrungen und sogar starke Beweise, daß Ulysses mit wahrer brüderlicher Liebe gegen ihn verfahren, und stellte sich endlich auch ein. Olivers Betragen gegen den Bruder war fein, voll übertriebner Freundlichkeit und Zuvorkommenheit; gegen die glückliche Braut lös'te er sich auf in

Gefälligkeit und suchte auf jegliche Art sein früheres Benehmen vergessen zu machen. Der edle Ulysses traute ihm. Es schien Alles vergessen. Durch des Bruders Vermittlung erhielt Oliver eine Offizierstelle im königlichen Heere und machte bald eine vortheilhafte militärische Carriere. Auf Carnhall war der Sitz des reinsten und höchsten Erdenglücks. Ich war nicht mehr der Diener des Grafen, ich war sein Freund, sein Bruder. Jane beschenkte mich mit Thoms; nur Emmy brachte ihrem Gatten keine Kinder. Da erfüllte ihn der trübsinnige Gedanke, es sei des Vaters Fluch, der ihm das höchste Glück raube. Dieser düstre Wahn schien zu fliehen, als Emmy endlich eines Kindes genas; aber er wurde durch den frühen Tod desselben nur bestärkt. Wirklich verloren sie nun mehre Kinder, und Gram trübte ihr Glück. Doch auch die höchste Freude war ihnen nicht versagt, wie ihr bittrer Schmerz sie glauben gemacht hatte. Emmy gebar noch einige Kinder, die ihnen Gottes Gnade am Leben erhielt. Nun waren wir zusammen zu glücklich, als daß unser Zustand hätte von Dauer sein können; denn nach einem alten Satze steht dem Glücklichsten das ärgste Unglück am nächsten, und wer alle seine Wünsche in Erfüllung gehen sieht, eilt unrettbar seinem Verderben entgegen. Diese schauerliche Wahrheit bewährte sich auch an uns. Das Unglück brach in furchtbarer Schwere über uns herein.

Graf Ulysses gehörte zu den glühenden Patrioten; sein Wahlspruch war: Irland über Alles, und die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes machte seinen höchsten Wunsch, sein eifrigstes Bestreben aus. Sein Stand und seine Gesinnungen hatten ihn zu einem der Häupter des großen Bundes und Leiter der Verschwörung gemacht. Oliver hatte des Bruders Vertrauen erschlichen und wußte um dessen politische Geheimnisse. Es ist Euch bekannt, daß die Verschwörung verrathen und mehre Glieder des Bundes eingezogen wurden. Ich war so glücklich, von der drohenden Gefahr früher Kenntniß zu erhalten und den Grafen zu warnen. Er rettete sich durch Flucht nach Frankreich, mit dessen Directorium er in Unterhandlung wegen einer französischen Landung getreten war. Sein treues Weib konnte die Trennung nicht ertragen, sie folgte ihm mit ihren Kindern nach. Es zeigte sich bald genug, welche Rolle Graf Oliver gespielt; er erhielt von der Regierung alle Besitzungen seines geächteten Bruders, heirathete eine reiche Engländerin und lebte in London, die Rache der Weißbuben *) fürchtend. Wie der Volksaufstand Jahre lang die Insel durchwüthete und wie

*) White-boys, die zusammengerotteten irischen Landleute, die gegen Alles, was von England kam, auf ihre Hand den verzweifelten, blutigen Krieg der Empörung, vorzüglich Nachts durch Ueberfälle führten.

unser armes Vaterland zerfleischt ward, ist in jedes Iren Herz geschrieben. Eines Abends, es war trübe und regnerig, trat ein schlecht gekleideter Mann in das Parkhaus — ich hielt ihn für einen Bauer der nördlichen Provinzen — und begehrte mit mir unter vier Augen zu reden. Hocherstaunt erkannte ich in ihm den Grafen Ulysses. Brine, sagte er zu mir, Noth und Vaterlandsliebe haben mich wieder nach Irland getrieben. Meine Mittel sind aufgezehrt, bald ist meine Familie der drückenden Armuth preis gegeben. Sodann wird jetzt der Hauptschlag gegen die Unterdrücker Irlands vorbereitet, und kein braver Ire darf dabei fehlen. Ich habe im Schlosse noch Schätze verborgen, die nicht unbedeutend sind. Ich will sie meiner Familie nach Frankreich hinüber bringen, und dann nach unserm smaragdenen Eiland zurückkehren, um an dem neuen großen Kampfe Theil zu nehmen. — Noch in selbiger Nacht gingen wir in das Schloß; er fand seinen Schatz wohl verwahrt nebst den Familienpapieren an einem ganz geheiligten Ort. Mein Bruder, sagte er, hat als Schelm an mir gehandelt, und mir übel vergolten, daß ich von diesen Dokumenten keinen Gebrauch gemacht. Doch noch haben sie ihre wirkende Kraft nicht verloren. — Der Graf hielt sich heimlich einige Tage bei mir auf und machte Nachts Ausflüge, um Patrioten zu besuchen und sich mit ihnen über den

nächsten großen Aufstand zu bereden. Oft blieb er mehre Nächte weg. Eines Morgens kamen meine Leute mit der Nachricht, daß sich ein Mann im Park an der Feenlinde erhängt habe. Ich eile sogleich zum Baume und erkenne mit Entsetzen den Grafen Ulysses. Ich hatte nicht geahnt, daß Graf Oliver mich mit Spionen und Mördern umgeben. Zehn Jahre später gestand mir ein sterbender Moorgräber, daß er von Oliver beauftragt worden sei, mich stets zu beobachten, und falls er wahrnehme, daß ein Fremder sich bei mir aufhalte, wohl nachzuspüren, ob solcher nicht Graf Ulysses sei; würde er aber den Genannten erkennen, so sollte er mit Hülfe seines ebenfalls gewonnenen Sohnes denselben umbringen und wo möglich an der Linde aufhängen. Nur allzutreu war dieser brudermörderische Blutbefehl ausgerichtet worden. Graf Ulysses ward erkannt, auf einem seiner Streifzüge ergriffen und von den gut bezahlten Mördern gehängt. Ich ließ die Leiche unmittelbar unter den Baum begraben. Das hohe schwarze Kreuz bezeichnet die Stelle. Jetzt war ich im Besitz der Schätze und der Papiere, und eine wahre Todesangst bemächtigte sich meiner. Ich wußte nicht, wo die Familie des Grafen Ulysses lebte; er hatte mir zufällig ihren Aufenthaltsort nicht genannt. Vergebens stellte ich Erkundigungen an. Da kam Graf Oliver nach Earnhall, um mit

seiner Gattin den Sommer über hier zuzubringen; denn das Volk war mit blutiger Gewalt zur Ruhe gebracht worden. Ich zitterte, daß der Schatz bei mir entdeckt werden würde, und sann hin und her, wohin ich ihn verbergen sollte. Da fiel mir die Feenlinde ein. Hatte man sich erst schon vor ihr gefürchtet, so war, nachdem der an ihr gehenkte Ulysses, den Einige doch erkannt hatten, an ihrem Fuße begraben worden, dieser Baum das Schrecken der Dorfbewohner; man floh ihn am Tage, geschweige Nachts, und außer den alten Sagen von seiner gespenstigen Natur, trug man sich in der Umgegend bald mit neuen Schauergeschichtchen, die sich in seiner unmittelbaren Nähe ereignet haben sollten. Diesen Umstand benutzend, versenkte ich eines Nachts Geld und Kleinodien nebst den Dokumenten, in einer eisernen Kapsel wohl verwahrt in den hohlen Baum, und bedeckte die Kapsel mit Erde und Laub. Meine Besorgnisse waren wohlbegründet gewesen. Ich hatte erfahren, Graf Oliver kenne den Wohnort meiner Muhme und ihrer Kinder und unterstütze dieselben; darauf hin wagte ich den Grafen darum zu fragen. Er antwortete mir barsch, wenn ich etwas an sie zu besorgen habe, solle ich es ihm übergeben, dann käme es am sichersten in ihre Hände. Aber noch denselben Tag ließ der Graf während meiner Abwesenheit das ganze Parkhaus von oben bis unten durchsuchen und alle Schlösser

aufmachen; hätte ich den Schatz noch im Hause gehabt, er wäre in seine Hände gefallen. Vergebens sind meine Nachforschungen geblieben. Ich habe nie wieder von meiner Muhme nnd ihren Kindern gehört. Stets hoffte ich, sie würde sich einmal an mich wenden; es ist nicht geschehen, und der Schatz steckt bis zur Stunde noch in der Linde. Dieß ist mein Geheimniß. Dir, mein Sohn, befehle ich an, daß du meine Bemühungen fortsetzest, um den Nachkommen des Grafen Ulysses ihr rechtmäßiges Eigenthum zuzustellen. Euch aber, hochwürdiger Herr, bitte ich, meinen Thoms dabei zu unterstützen.“

Thoms gelobte das ihm abgeforderte Versprechen in die Hand seines Vaters und der Pfarrer reichte dem Kranken dann das Sakrament. Der Greis war sehr erschöpft und verfiel gleich darauf in einen tiefen Schlaf. Der Pfarrer entfernte sich eilig, und Thoms trat in die Wohnstube, um Frau und Kind über das Befinden des Kranken zu unterrichten.

Nora's ungeheuere Angst war endlich doch der Mutter aufgefallen und hatte dem gemarterten Kinde das Geständniß ihrer That abgepreßt. Die freundlichgesinnte Frau war weit entfernt, die entschlossene Tochter darob zu tadeln; doch auch ihrer bemächtigte sich nun gleiche Bangigkeit, und die Besorgniß, der

Pfarrer, dem sie nicht traute, möchte den Versteckten entdecken und an den Grafen verrathen, machte sie zittern. Zwar konnten sich Mutter und Tochter, die sich ängstlich zusammen beriethen, nicht wohl vorstellen, was der freundliche junge Mann, für den die Mutter schon bei'm Abendessen durch die Erzählung ihrer Kinder eingenommen worden war, so Arges verbrochen habe, daß er, gleich einem Wild, mit tödtlicher Waffe verfolgt worden sei; doch waren beide Frauen sehr geneigt, das Meiste auf Rechnung des Grafen zu schreiben, dessen schlimme Gemüthsart ihnen sattsam bekannt war. Die Mutter beschloß, sobald der Verfolgte nicht vom Pfarrer oder ihrem Manne entdeckt worden, ihn wo möglich in dieser Nacht noch sichrer zu verbergen und sich dann im Schlosse nach dem Vorfall zu erkundigen. Nach einer peinlichen Stunde trat Thoms herein, und meldete, daß der Greis ruhig schlafe. Die Frauen forschten in seinen Zügen; es war nichts entdeckt. Frau Molly vermochte ihren Mann, sich ebenfalls zu Bett zu legen, und gab ihm das Versprechen, daß sie mit Nora die Nacht über fleißig nach dem Kranken sehen wolle. Thoms begab sich zur Ruhe. Kaum hatten sie sich überzeugt, daß er schlafe, als die beiden Frauen vorsichtig in des Großvaters Kammer schlichen. Auch er schlief ruhig und fest. Nora bückte sich und flüsterte unter das Bett:

„Herr, kommen Sie hervor; ich will Ihnen einen bessern und sicheren Platz anweisen!" Keine Antwort; es regte sich nichts.

„Hören Sie doch, junger Herr!" drängte Nora lauter; aber nur im Bette regte sich's, nicht darunter. Der Alte war durch das laute Wort im Schlafe gestört, erwachte aber nicht. „Heiliger Patrik!" raunte Nora der Mutter zu, „entweder der Fremde schläft so fest, oder er ist gar todt. Die Kugel, die ihn getroffen, hat ihm das Leben geraubt." Frau Molly wäre vor Schreck fast umgefallen.

„Ich will die Lampe holen und unter das Bett leuchten," fuhr Nora mit bebender Stimme fort, und ihre Mutter wartete mit grausigem Entsetzen des Augenblicks, wo sie eine blutige Leiche nnter dem Bette erblicken werde. Nora kam geisterbleich, keine hatte den Muth unter das Bett zu leuchten. Endlich, um der quälenden Ungewißheit ein Ende zu machen, ergriff die Mutter das Licht und starrte unter das Bett. Nora folgte ihr unwillkührlich. Aber fast waren sie uoch mehr erschrocken, als wenn sie wirklich eine Leiche gefunden hätten; denn sie sahen in einen leeren Raum. Der Fremde war verschwunden, und nur eine starke Blutspur verrieth die Stelle, wo er gelegen. Sprachlos sahen sich die Frauen an. Wo mag der Unglückliche hingekommen sein? Ist er selbst geflohen? Aus welchem Grunde und auf welche

Weise ist er unbemerkt entkommen? Oder hat er sich doch verrathen, und der Pfarrer hat ihn bereits in's Schloß abgeliefert, Thoms sich aber vorhin gegen Frau und Kind verstellt? Dieß waren die Gedanken der heftig aufgeregten Frauen, die sie zum Theil im leisen Zwiegespräch laut werden ließen. Sinnend traten sie an die in den Park führende Hausthüre, um zu lauschen, ob sich nicht außerhalb des Hauses etwas rege. Hoch! da erheben ferne Stimmen ein ängstliches Geschrei; Dart, der den Schlaf abgeschüttelt, und neben Nora steht, schlägt an und ist mit einigen Sprüngen im Park verschwunden. Die ängstlichen Laute werden plötzlich zu einem verzweiflungsvollen Entsetzensschrei. Der Hund hat die Schreienden gestellt. Molly und Nora eilen ihm nach und finden den Sakristan, den Todtengräber und den Pfarrer, die der schwache Mondstrahl als Bilder des Entsetzens beleuchtet, und die, von der drohenden Stellung des Hunderiesen in Furcht gehalten, nicht von der Stelle zu gehen wagen. Kaum erblicken sie die Frauen, als sie von Neuem schreien: „Geister! wieder Geister!" Nora's Befehl entfernt die Dogge, und auf Molly's Frage, was ihr Schreien zu bedeuten habe, ruft der Sakristan: „Hu! In der Feenlinde spukt der Geist des Ahnherrn; ich hab' ihn gesehn und gehört."

Der Pfarrer und der Todtengräber hatten sich unterdessen eiligst daran gemacht.

„Aber was habt Ihr denn in der Mitternacht bei der Feenlinde zu schaffen?“

„Der Pfarrer hat mich aus dem Schlaf geweckt, so wie den Todtengräber und uns viel versprochen, wenn wir in dieser Nacht noch in den Baum stiegen und einen darin vergrabnen Schatz heben. Wir gingen; ich als der Beherzteste stieg mit einer Laterne zuerst hinein, da stand der Geist in seinem Ritterschmuck und ächzte und stöhnte, daß mir alle Haare zu Berge stiegen. Der Todtengräber, der hinter mir kam, war mit einen Satz unten, mir verging Hören und Sehen; ich weiß nicht, wie ich herab gekommen bin, ich bekomme den Tod von diesem Schrecken.“ Und abermals aufschreiend lief er davon, und überließ die Frauen ihren seltsamen Gedanken.

„Komm, Mutter, Süße! sagte Nora, „mir fällt etwas ein. Das hat mir ein Engel zugeflüstert.“ Den Hund an sich rufend, eilte sie nach dem Parkhause zurück. Dort ging sie mit der Lampe wieder in des noch immer ruhig schlafenden Großvaters Kammer und beleuchtete die Blutspuren unter dem Bette, die nach der hintern Thüre zuführten. Hierauf bedeutete sie dort, diese Spur zu verfolgen. Der Hund beschnapperte das Blut und eilte dann, mit der breiten Nase immer am Boden schnurstracks

durch die hintere Thür und quer durch den Park auf die Feenlinde zu. Die beiden Frauen hinter ihm drein. Am Baume angelangt, fanden sie eine Leiter und eine Laterne am Boden, eine andere Leiter an den Stamm nnd den Heiligenstock gelehnt. Der Hund kratzte an dem Baum und sprang daran empor, winselnd und heulend, als wolle er hinauf. Nachdem er den Stamm mehrmals umkreuzt, sprang er wieder an der Stelle, wo der Betstock stand, empor. In diesem Augenblick war es Nora, als vernehme sie ein leises Aechzen. Der Ton ging ihr durch Mark und Bein. Auch die Mutter hatte es gehört und wollte entsetzt davon laufen, doch Nora hielt sie mit den Worten zurück: „Ahnet dir denn nicht, wer der Geist ist, der in dem Baume steckt? Laß es dir vom Winseln des Hundes sagen. Gewiß hat der junge Fremdling in der Meinung, daß er in der hohlen Linde vor seinen Verfolgern sichrer sei, als unter des Großvaters Bett, sich hinein geflüchtet. Wie es ihm möglich geworden, unbemerkt aus der Kammer zu entkommen, werden wir von ihm selbst erfahren. Vielleicht haben ihn die Kräfte verlassen und er befindet sich in einem hülflosen Zustande. Es ist nöthig, daß wir ihm beispringen.“

Die Mutter zauderte noch, aber Nora hatte bereits die angelehnte Leiter erstiegen und leuchtete mit der Laterne des Pfarrers hinab.

„Sind Sie da unten, junger Herr?“ fragte sie in die enge schwarze Kluft des Baumes hinein. Nichts als ein schwacher, schauriger Seufzer war die Antwort, dann folgte ein geisterhaftes unverständliches Flüstern. Durch Nora's Körper fröstelte ein Schauer. Einen Augenblick stand sie unschlüssig, dann rief sie der Mutter zu, ihr die andre Leiter herauf zu reichen. Weinend mahnte Frau Molly die Tochter von deren Vorhaben ab, aber Nora ließ sich nicht irre machen. Entschlossen zog sie mit Aufbietung aller Kräfte die Leiter herauf, die Mutter mußte nachhelfen; dann wurde sie oben vorsichtig in den Baum gesenkt. Sobald Nora Boden fühlte, stieg sie rasch mit der Laterne in den Baum; die Mutter betete für sie. Mit hochklopfendem Herzen und scharfspähendem Blick langte das heldenmüthige Mädchen in der feuchten Tiefe an, und erkannte sogleich den Jüngling trotz der veränderten und bessern Kleidung. Kraftlos, wie sie geahnet hatte, war er zusammengesunken, dem Anschein nach bei den vergeblichen angestrengten Versuchen, sich wieder aus dem Baume herauszuhelfen, ohne Leiter, Strick oder Stange, eine Sache der Unmöglichkeit. In der einen Hand hielt er einen langen Dolch, mit dem er, wie deutlich zu sehen war, rings um die Erde aufgewühlt hatte, die andre hatte eine verrostete Kapsel krampfhaft umfaßt. An seinen

beschmutzten Händen konnte man wahrnehmen, daß er sie fleißig zur Aufbringung des feuchten Erdreichs und der faulenden Blätter gebraucht hatte. Noch hatte der junge Mann die Besinnung nicht verloren; er erkannte Nora bei'm Strahl des Laternenlichts, und neue Lebenslust zuckte über sein bleiches Gesicht, neue Lebenskraft durch sein erschöpftes Gebein.

„Sind Sie im Stande mir zu folgen?" fragte sie theilnehmend. Er nickte; das Sprechen schien ihm sauer zu werden. Nora gab ihm die Hand und zog ihn mit Kraftanstrengung nach. Die Kapsel hielt er mit der andern fest. Das Steigen ging langsam, und Nora schwebte stets in Gefahr, daß die Wucht seines schwankenden Körpers ihn wieder in die Tiefe hinabreißen und sie, da sie ihn auf keinen Fall losgelassen, mitziehen würde. Dazwischen mußte sie der oben neugierig fragenden Mutter Red' und Antwort geben. Endlich hatte sie die Leiter so weit erklimmt, daß sie die Hand der Mutter erfassen und sich an derselben vollends hinauf helfen konnte. An der Frische der Nachtluft nahmen die Kräfte des jungen Mannes wieder zu, und der Weg abwärts war nun leichter und schneller gemacht. Unten angelangt sagte der Fremde mit schwacher Stimme: „Du hast mir in dieser Nacht zwei Mal das Leben gerettet, holdes Mädchen, und erscheinst mir als ein Engel, mir von Gott zum Beistand in der

schwersten Bedrängniß meines Lebens gesandt. Ich werde dir nie vergessen, was du an mir gethan, und gewiß kommt nun bald die Zeit, wo ich mich der dankbar erweisen kann. Vollende aber nun dein Werk und bringe mich in das nächste Dorf jenseits des Moores, dort steht mein Wagen und ein Diener harrt meiner. Hab' ich ihn erreicht, dann bin ich gerettet. Aber gehen kann ich nur mit großer Mühe. Blutverlust und die Verzweiflung mir nicht aus dem hohlen Baum helfen zu können, haben mir fast alle Kräfte geraubt."

Die Blicke der Frauen irrten rath- und trostlos umher; wie sollten sie den Fremden nach dem fast eine Stunde entfernten Dorfe bringen und den kranken Großvater allein lassen? auch mußten sie fürchten, daß ihre Abwesenheit entdeckt würde.

In dieser abermaligen großen Verlegenheit fielen Nora's Augen auf Dart, und freudig rief sie aus: „Ich hab's gefunden! Sie brauchen nicht zu gehen, bedürfen auch unsrer Begleitung nicht und werden in kurzer Zeit bei Ihrem Wagen sein. Setzen Sie sich auf den Rücken meines treuen Hundes und halten Sie sich an den Ohren desselben fest." Der Jüngling setzte sich quer über und zog die Beine an.

„Dart," sprach Nora zur Dogge, „trage diesen Herrn schnell nach Ishyll hinüber." Und kaum war das Wort verhallt, so setzte sich das starke

Thier in rasche Bewegung und der seltsame Reiter hatte kaum Zeit, seinen Retterinnen ein Lebewohl zuzurufen, so schnell war er ihren Blicken entrückt. Die Frauen aber gingen heim mit dem Gefühle eine gute That vollbracht zu haben, und da der Großvater noch immer ruhig schlief, versank auch Nora bald in einen süßen Schlummer.

Die Absicht des Pfarrers war gewesen, Thoms Daly in der Hebung des Schatzes im hohlen Baume zuvorzukommen, deshalb hatte er sogleich Sakristan und Todtengräber, seine Kreaturen, zum Beistand aufgeboten, indem er freilich keine Ahnung hatte, daß ein Dritter unbemerkter Zuhörer ihm bereits zuvorgekommen war. In der That hatte sich der fremde junge Mann, sobald der Pfarrer und Thoms fort und Brine eingeschlafen war, so eilig als möglich unter dem Bette hervor gemacht, die Thüre gefunden und die berühmte Linde erreicht. Das mit angehörte Bekenntniß des Greises hatte einen so gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er ohne Ueberlegung an dem Heiligenstock emporgeklimmt und die Höhe des Stammes erreicht hatte. Erst als er unten mit Hülfe seines Dolchs die Kapsel glücklich aufgefunden, kam der Gedanke an die Schwierigkeit der Rückkehr in seine Seele. Ver-

gebens war alle Anstrengung, und ohne die Habsucht des Pfarrers, ohne den guten Geruchssinn des Hundes und vor Allem ohne Nora's Entschlossenheit und Heldenmuth wäre der räthselhafte Fremde die Beute eines qualvollen Todes geworden. —

Kaum verkündeten die lichtergewordenen Nebel, daß der Tag angebrochen sei, als der Pfarrer und der Todtengräber wieder auf dem Platze erschienen, um die Leitern abzuholen, ehe das Auffinden derselben ein Gespräch veranlaßte. Zu ihrer Verwunderung fanden sie nur die eine angelehnte Leiter. Darüber stutzig, faßten sie Muth, voraussetzend, daß die Gespenster das Tageslicht und die Tageszeit scheuen, und der Todtengräber wagte sich, auf eindringliches Zureden des Pfarrers, hinauf, und schaute angstflirrenden Blicks in den hohlen Baum hinab. Da erblickte er zu seinem Erstaunen die andre Leiter in dem Baume. Auf dieser hinabzusteigen hätte er für alle Schätze der Erde nicht unternommen, und da der Pfarrer ebenfalls keine Lust dazu zeigte, so kehrten sie mit der einen Leiter und der aufgefundnen Laterne, sich einander ihre Bedenklichkeiten über das Vorgefundene mittheilend, wieder nach Hause zurück. Bei hellem Tage fing der Pfarrer zu argwöhnen an, Thoms Daly habe es doch wohl möglich gemacht vor ihm im Baume zu sein, und dieser habe den Geist gespielt. Trotz

solcher in ihm aufsteigenden Gedanken wagte er sich nicht in die Linde und weder Todtengräber noch Sakristan waren dazu zu bewegen. Um seinem Aergerniß über den fehlgeschlagnen Plan Luft zu machen, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich zu dem Grafen auf das Schloß zu verfügen, und denselben mit dem Inhalt der ganzen Abends vorher vernommenen Beichte des alten Brine Daly bekannt zu machen. Der Heuchler sagte: „Um Ihnen die Ihnen gehörigen Schätze zu erhalten und die Dokumente auszuliefern, die in keines andern Sterblichen Händen, als den Ihrigen sein dürfen, brach ich sogleich in der Nacht auf. Ohnstreitig würde ich Ihnen Meldung gemacht haben, aber wie hätte ich wagen können, die Brautnacht meines gnädigen Gebieters zu stören?"

Der Graf wüthete, als er das Resultat der nächtlichen Expedition des Pfarrers vernahm. Er gab Befehl, daß man unverzüglich in die Feenlinde steige, und die Kapsel heraus hole oder die Ueberzeugung gewinne, daß Thoms sie bereits geholt; aber es war Niemand im Hause, Niemand im Dorfe, der diesem Befehl gehorcht hätte; denn der Sakristan und der Todtengräber hatten, nachdem sie sich von ihrem Schrecken erholt, dafür Sorge getragen, daß die Kunde ihrer schauerlichen Erlebnisse der verwichnen Nacht mit reißender Schnelligkeit sich

im ganzen Dorfe ausgebreitet hatte. Vergebens tobte Graf Oliver; die Furcht war größer als der Gehorsam. Da befahl er in seiner tollen Wuth, den alten Baum an der Wurzel abzuhauen und versprach denen, die sich dazu verstehen würden, eine reiche Belohnung. Dazu fanden sich Männer; sie brauchten ja dabei nicht in die düstre Höhle der Linde nieder zu steigen. Eh noch der Mittag herangekommen war, wurde Hand an's Werk gelegt, und mit Säge und Axt gegen das uralte Heiligthum, den greisen Stamm, der gleichsam ein Bild des Hauses Mooreland geworden war, gewüthet. Das schon seit Jahren im Sterben begriffene Holz seufzte gleichsam tief auf über den schändlichen Mord, der ihm noch widerfuhr, die Zweige schüttelten empört ihre letzten Blätter auf den undankbaren Sohn des Hauses herab, dessen Glieder den Baum stets in Ehren gehalten. Der Graf stand aber unbewegt dabei und hörte nicht das stille Bedauern und die Klagen der Leute um die alte Linde. Noch war die Arbeit nicht weit gediehen, als Thoms Daly athemlos herbei eilte und den finstern Grafen hastig anredete: „Um des heiligen Patriks willen, Herr Graf, stehen Sie ab von diesem Beginnen! Geben Sie Befehl, daß die Leute einhalten! Sie rufen sonst Unglück und Verderben auf Ihr Haupt herab. Mein Vater, der krank darniederliegt, hat so eben

mit Schrecken gehört, was hier geschieht. Er sendet mich zu Ihnen und läßt Sie durch mich beschwören, der Feenlinde zu schonen, indem er Ihnen die alte Sage, die sich an diesen Baum knüpft und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat, in's Gedächtniß zurückruft, daß Derjenige, welcher sich an dem Baume vergreift, den Fall desselben nicht lange überleben wird. Ja man sagt sogar, daß das Glück des Hauses Mooreland an diese Linde gekettet sei und mit ihr fallen müsse. Halten Sie die mörderischen Beile zurück, sie zerhauen die Wurzel Ihres Lebens!"

Der Graf lachte höhnisch und befahl den Arbeitern mit gebieterischem Wink fortzufahren; denn Thoms ängstliche Bitte war ihm mehr als verdächtig. Vergebens waren alle Bemühungen ihn abzuhalten. Eh noch der Abend herein brach, lag die Linde gefällt und angstvoll entwichen die Zuschauer, fürchtend, es möge dem Grafen irgend ein schlimmes Ereigniß als Strafe seiner Frevelthat begegnen. Er aber ergriff eine Hacke, als der Baum zur Seite gefallen und die Höhle geöffnet war und schlug in den bereits aufgelockerten Boden des Strunks; aber eben die aufgewühlte Erde weissagte ihm, daß seine Bemühung vergebens sein werde, und nach einer Viertelstunde angestrengter Arbeit warf er Hacke und Schaufel von sich und kehrte grollend in's

Schloß zu seiner jungen Gemahlin zurück, die am zweiten Tag ihrer Ehe die bittern Früchte seines tobenden Mißmuthes zu kosten hatte.

Ueber ein Monat war verstrichen und der alte Brine Daly hatte das Bett wieder verlassen und machte einen Spaziergang nach der Stelle, wo die Feen-Linde gestanden, deren Stätte er jetzt mit traurigen Blicken betrachtete und auf deren noch daliegenden Stamm er sich seufzend niederließ. Langsam, eine Thräne aus dem Auge wischend, wandelte er dann zurück, um seinen Dienst bei der Herrschaft wieder anzutreten. Der Graf nahm ihn ungemein freundlich auf, und unterhielt sich lange mit ihm. „Lieber Brine,“ sagte er endlich, „ich schicke dieser Tage meiner lieben Schwägerin Emmy, Eurer Muhme, die in Frankreich von meiner Unterstützung lebt, einen Wechsel. Mein Neffe Edward Mooreland, der unter Napoleon gedient und sich Ruhm und Ehrenzeichen erworben hat, wird sich nächstens mit einer vornehmen Französin verheirathen. Ihr wißt, daß es Zeit her sehr schwer hielt, Nachrichten aus Frankreich zu erhalten, aber noch schwerer, welche hinüber zu befördern. Daher ist es gekommen, daß ich so lange nichts von unsern theuern Verwandten dort erfahren. Desto größer

ist nun die Freude. Ich weiß, daß Ihr sie theilt, Brine, und nicht unterlassen werdet, dem Neffen sowohl, wie der Mutter ein freundliches Glückwünschungsschreiben dem meinigen beizulegen. Der Wechsel ist das Hochzeitgeschenk Edwards."

Der alte Parkwärter eilte in froher Stimmung nach Hause und einige Tage darauf erhielt Graf Oliver ein Paar mächtige Briefe des Greises zur Besorgung nach Frankreich. Jetzt jubelte der Graf; mit leidenschaftlicher Hast riß er die Briefe auf und durchlas sie mit gierigen Blicken.

Statt des kaum verstummten Jubels brach aber Wuth aus Mund und Augen. „Wieder getäuscht!" rief er. „Nun will ich die Brut nicht länger schonen." Und augenblicks befahl er, Thoms Daly auf das Schloß zu holen.

Ruhig und unbefangen erschien dieser vor dem zornigen Gebieter.

„Ich kenne die Treulosigkeit deines Vaters," redete der Graf den Jäger an; „er hat mir aus dem Schlosse Geld und Dokumente entwendet und in die hohle Feenlinde vergraben."

„Verzeihen Sie, Herr Graf," fiel ihm der gereizte Thoms in's Wort. „Nicht mein Vater nahm Geld und Dokumente aus dem Schlosse, sondern der selige Graf Ulysses, Ihr Herr Bruder, und diesem gehörte Beides als unbestreitbares Eigenthum. Erst

als Graf Ulysses von niederträchtigen Mördern an der Feenlinde aufgehenkt war, vergrub mein Vater den Schatz in den Baum; nun, da Sie diesen gefällt haben, ist ja Beides in Ihren Händen. Der Pfarrer hat Ihnen den besten Rath gegeben."

„In meinen Händen!" schrie der Graf. „In meinen Händen sagst du, Schurke? Du hast die Kapsel aus dem Baume gestohlen, du!"

„Ich? Herr, ich?" rief Thoms erbleichend. „In der Nacht erfuhr ich meines Vaters Geheimniß, und am andern Morgen ließen Sie den Baum fällen."

„Eben in jener Nacht hast du die Kapsel geholt. Gib sie gutwillig heraus, oder fürchte das Schlimmste von mir."

„Und wenn Sie mir das Leben nehmen, ich habe sie nicht. In jener Nacht schlief ich ruhig."

„Wohlan, es wird Mittel geben, deinen Trotz zu brechen."

Thoms wurde in ein unterirdisches Gefängniß gesteckt und der alte Brine auf das Schloß geführt. Der Greis wurde vom Grafen nicht minder hart behandelt, wie sein Sohn, und als auch er nichts gestand, in ein anderes Gefängniß gebracht. Der Graf aber verfügte sich mit seinen Dienern in eigner Person in das Parkhaus, und ließ, wie schon ein Mal, alle Schlösser eröffnen und durchsuchte mit Luchsaugen

alle Winkel vom Boden bis zum Keller. Und als er nichts gefunden, schwur er in Beisein Molly's und Nora's hoch und theuer, er werde die beiden Männer so lange bei Wasser und Brot und des Tageslichts beraubt im Kerker liegen lassen, bis er ihr Geständniß erpreßt und die Kapsel in seinen Händen sei. Da stürzte Nora, vom größten Jammer überwältigt, zu des Tyrannen Füßen, und bekannte unter Thränen, was sie gethan, und wer durch ihre Mitwirkung in Besitz der Kapsel gekommen. Mit Fleiß verschwieg sie in der Rettunggeschichte jegliche Theilnahme ihrer Mutter.

„Unselige!“ schäumte der Graf, einem mörderischen Bösewicht hast du die wichtigsten Papiere in die Hand geliefert. Du sollst mir für ihn einstehen.“ Und seiner entfesselten Wuth freien Lauf lassend, wollte er die Arme mit eigner Hand mißhandeln, als er sich plötzlich von Dart's Gebiß an der Brust gefaßt und geschüttelt sah, der dem entsetzten, erbleichenden und bebenden Mann mit Löwenstimme in's Gesicht bellte und seine ungeheuern Tatzen auf die beiden Schultern desselben gelegt hatte. Der Graf schrie Zeter-Mordio und bat endlich flehentlichst mit weinender Stimme, ihn von der Bestie zu befreien. Was keine Gewalt vermocht hätte, bewirkte ein einziges Wort Nora's. Der Hund ließ von dem Bedrängten ab. Aber kaum sah sich der Graf von

ihm befreit, als er seinen Dienern Befehl gab, das Thier sogleich zu erschießen. Da umklammerte Nora den Hals des Hundes und rief: „Dann muß die Kugel erst durch meine Brust gehen.“ Dankbar blickte sie Dart mit seinen treuen Augen an und leckte ihr die Hände. Außer dem Grafen waren alle Umstehenden gerührt, und Keiner seiner Diener war niederträchtig genug, den Mordbefehl auszuführen. Mit Drohungen und Scheltworten zog er ab. Nora ging aber heimlich zum Richter und stellte sich in's Gefängniß, mit der Bedingung, daß Großvater und Vater, als die Unschuldigen, freigegeben würden. Der treue Dart begleitete sie traurig bis an den Kerker, und als man ihm den Eintritt verwehren wollte, that er wie unsinnig. Man mußte seinem ungestümen Wunsche nachgeben. Brine Daly und sein Sohn wurden sofort in Freiheit gesetzt, ihnen aber als unabänderlicher Wille des Grafen angedeutet, daß sie aus seinem Dienste entlassen wären, und am folgenden Morgen das Parkhaus, sowie innerhalb vierundzwanzig Stunden sein Gebiet zu räumen hätten. Nora werde wegen ihres Verbrechens der Prozeß gemacht und sie bis dahin in Haft gehalten werden.

Als der alte Parkwärter diese Weisung erhielt und den Zusammenhang der Dinge erfuhr, brach er in trostlosen Jammer aus. „Meine Nora, süßer

Herzensliebling! mein Kind! mein Engel!" rief er verzweifelt. „O warum bin ich denn nicht in der Nacht gestorben, als ich mein Gelübde gebrochen! Wie wohl wäre mir! Welche entsetzliche Folgen hat diese Sünde nicht schon gehabt, und noch seh' ich kein Ende des Elends. Heiliger Patrik! erlöse mich doch von den schwachen Banden meines Leibes, daß ich zum Frieden eingehe. Ich muß ja doch bald sterben, warum soll ich erst auswandern, aus dem Hause meiner Väter, worin ich aufgewachsen, vertrieben von einem ungerechten Herrn? Warum soll ich erst hinausziehen in die mir fremde Welt, ein alterschwacher, kranker Greis, und gehen ohne meine Stütze, meine geliebte Nora? So nimm mich doch lieber gleich von dieser trübseligen Erde!" Aber wie der unglückliche alte Mann auch jammerte und schrie, er starb nicht, und mußte sich mit der trostlosen Familie anschicken, am folgenden Morgen Heerd und Heimath zu verlassen.

Der Kummer saß in dieser Nacht, ein furchtbarer Wächter, ein erbarmungsloser Peiniger, im Parkhause, und verscheuchte den Schlaf, seinen Feind, mit salzigem Thränenwasser, mit Angstgestöhn und dem Heere der Seufzer. Die ersten Winterstürme brausten über die Heide daher und peitschten die

knarrenden Bäume um das Parkhaus. Ihr ängstliches Rauschen und das Heulen des Windes, der sich an den Hausecken brach, paßte gut zu den Lauten, die innerhalb der Wände vernommen wurden. Endlich graute der Morgen; er brachte Schneegestöber und Kälte. Thoms Daly's Kinder froren, sein Weib fror und ihm selbst lief es eikalt durch Mark und Bein. Thränenströme haben stets Frost in ihrem Gefolge. Doch man rüstete sich zum Aufbruch. Der alte Brine stahl sich heimlich fort und wagte noch einen Gang auf's Schloß, um seine Nora loszubitten. Er wollte den Grafen allein sprechen, wollte die Knie des harten Mannes umfassen, wollte ihn an die Blutsverwandtschaft erinnern, wollte Alles versuchen, um die Freilassung des theuern Enkels zu erlangen; aber der Graf ließ ihn nicht vor sich; er wurde streng an der Thüre abgewiesen. Da stürzte der Greis wehklagend in das Zimmer der jungen Gräfin.

„Erbarmen Sie sich, Mylady!" flehete er händeringend. „Bitten Sie bei'm Grafen meine Nora frei. Ihnen kann und wird er die Bitte nicht abschlagen. Ich habe nur noch wenig Tage zu leben; vergönnt mir, daß ich sie mit meiner Nora genieße!"

„Sie hat einem schändlichen Menschen, der mir an's Leben wollte, fortgeholfen," versetzte die Dame

kalt, „und sie muß solcher Frevelthat halber ihre Strafe büßen. Sobald dieß geschehen ist, soll Euch die Dirne ausgeliefert werden.“

Brine warf einen Blick furchtbarer Anklage gen Himmel, nnd ging dann stumm nach dem Parkhause zurück, um mit gebrochenem Herzen die Abreise nach Kräften zu betreiben. Gegen Mittag waren sie zum Aufbruch fertig. Ihre Habseligkeiten waren auf einen Wagen geladen, auf dem auch die jüngsten Kinder Platz gefunden hatten. Der alte Daly wandte sich noch ein Mal nach dem Hause zurück und sprach: „Leb' wohl, Haus, worin ich geboren wurde! Ich gedachte auch in dir zu sterben, bald zu sterben. Jetzt weiß ich nicht, wohin ich mein lebensmüdes Haupt hinlegen soll, um den letzten Kampf zu kämpfen. O daß ich mein Gelübde gebrochen!“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Thoms führte seinen Vater. Alle versammelten Dorfbewohner weinten und nahmen herzlichen Abschied. Molly schluchzte noch an der Kerkerthüre ihrer Nora, aber sie erflehte keinen Einlaß. Trostlos wankte sie von dannen, den Uebrigen nach. In diesem Augenblick kam Dart mit einer seines Namens würdigen Schnelligkeit am Zaune des Parks in weiten Sätzen hergeschossen, sprang an Brine und Thoms heulend empor und bezeigte eine große Freude, dann eilte er weiter nach Nora's Gefängniß, heulte vor der Thüre, und machte eben

so wieder, an den Auswanderern vorbei, den Rückweg, bis er hinter der Parkecke verschwand. Plötzlich traten hinter dieser Ecke Menschengestalten hervor, und da sie ziemlich nah waren, erkannte man in ihnen bald einen Haufen berittenes Militair, dem ein von vier Postpferden gezogener schöner Reisewagen folgte. Dart schoß indessen zwischen beiden Zügen mehrmals hin und her und gab Zeichen der größten Freude von sich. Verwundert sah die Familie Daly, wie einer der Reiter abgestiegen war, und den Hund liebkosete, der dann wieder blitzschnell nach dem Gefängniß rannte. Als sich die beiden Haufen begegneten, eilte jener Mann mit einem Ausruf stürmischer Freude auf Brine los, der in ihm sofort den jungen Fremden erkannte, der sich in Besitz der Kapsel gesetzt. „Herr!“ rief der Greis, „Sie sendet Gott, mir meine Nora zu befreien.“

„Nora befreien?“ fragte Jener.

„Ja, sie sitzt Ihretwegen im Gefängniß, und der Graf Mooreland hat uns Ihretwegen vertrieben. Wir ziehen eben aus.“

„Gelobt sei Gott!“ rief der junge Mann, „daß wir zur rechten Zeit kommen. Umgekehrt, lieber Alter, umgekehrt, ihr Leute! Auf Schloß Earnhall habe ich jetzt allein zu befehlen.“

„Sie? Und wer sind Sie denn?“

„Das laßt Euch von der Frau sagen, die in

diesem Wagen sitzt," versetzte Jener und führte den staunenden Greis zum Wagen, dessen Schlag er öffnete. Brine starrte in ein ihm bekanntes Gesicht; dann rief er: „Emmy, Muhme Emmy, Goldherz! Mylady, Frau Gräfin wollt' ich sagen."

„Ja, lieber Vetter, Brine Daly, ich bin deine Muhme, und komme, mein Leben bei dir zu beschließen."

„Und dieser da?" fragte Brine ahnend.

„Ist mein ältester Sohn, Graf Edward Mooreland."

„Heiliger Patrik, sei gesegnet! So ist ja die Kapsel in die rechten Hände gefallen."

„Ja, das ist sie, guter alter Vetter," sagte der junge Graf.

„Aber wo hat er denn seine junge Frau?"

„Ich habe noch keine, sondern will sie mir erst nehmen."

„Wo ist sie denn, die schöne Dame, damit ich ihr Glück wünsche.

„Wartet noch einige Augenblicke, Alter, nachher will ich sie Euch vorstellen. Jetzt will ich erst Besitz ergreifen von meines Vaters Erbe."

Auf das Pferd sich schwingend, sprengte er mit den Soldaten dem Schlosse zu. Brine setzte sich, auf ihre Einladung zu seiner vornehmen Muhme in den Wagen und unter Fragen und Antworten ver-

strich die Zeit. Die übrigen Glieder der Dalyschen Familie hatten sich um den Wagen gedrängt, und staunten hinein, und die Gräfin reichte Einem um den Andern freundlich die Hand. Alle waren verblüfft über den schnellen Wechsel ihres Schicksals; doch wußte eigentlich noch Niemand, woran er war.

Graf Oliver Mooreland hatte eben seine Jagdbüchse geladen und war in den Hof hinabgestiegen, um mit eigner Hand den ihm verhaßten Hund, der mit seinem Freudenheulen vor Nora's Gefängniß, das ganze Schloß erfüllte, zu erschießen. Unten begegnete ihm seine junge Gemahlin, die ihm hocherfreut zurief: „Wir bekommen Gäste. Eine Suite stattlicher Reiter, und wenn ich nicht irre, Militär, sprengt auf das Schloß zu.“

„Militär?“ fragte der Graf befremdet. In dem Augenblick trabten die Reiter in den Hof.

„Hier find' ich schon meinen Mann, sagte Graf Edward, vom Pferde springend und auf den Grafen Oliver zueilend. Die Gräfin Alce kreischte, plötzlich ihn erkennend: „William Guire!“

„Nicht also ist mein wahrer Name, gnädige Frau,“ sagte Jener mit einer höflichen Verbeugung. „so hieß ich nur als Ihres Vaters Jäger und als — Ihr Geliebter. Beides bin ich nicht mehr; viel-

mehr stelle ich Ihnen in meiner eignen Person Ihren Neffen, den Grafen Edward Mooreland vor, und ich bin, trotz Ihrer Abmahnungen, mein Herr Oheim, von Frankreich herüber gekommen, um Ihnen für die große Gefälligkeit zu danken, daß Sie, statt für mich um diese Dame zu werben, wie ich Sie beauftragt hatte, dieselbe selbst heimgeführt haben; Sie können nicht glauben, wie glücklich Sie mich dadurch gemacht haben. Den zweiten und minder wichtigen Grund meines Erscheinens vor Ihnen, Herr Oheim, suchen Sie in meiner Absicht, meine Güter, die Sie zeither verwalteten, in Besitz zu nehmen. Es haben sich Dokumente vorgefunden, welche von der königlichen Kammer geprüft, unwiderlegbar dargethan haben, daß Ihnen, Ihrer Geburt zufolge, auch nicht die mindesten Ansprüche an diese Güter gebühren, und des Königs Gnade hat mich wieder in deren vollen Besitz gesetzt, wie Ihnen diese Herren hier bezeugen werden. Ich ersuche Sie daher, noch heute sammt Ihrer Frau Gemahlin dieß Schloß zu räumen und nicht nähere Erörterungen über den gewaltsamen Tod meines guten Vaters abzuwarten.“

Graf Oliver stand bleich und zitternd da, und vermochte keine Sylbe zu antworten. Der teuflische Gedanke zuckte ihm durch den Kopf, das scharf geladene Gewehr auf seinen Neffen abzudrücken:

aber er sah sich von den Soldaten ringsum beobachtet, und die Hand, die er erhoben, sank unschlüssig zurück.

„Wo sind die Schlüssel zu Nora's Gefängniß?“ rief Graf Edward, und augenblicklich wurden dem neuen Herrn Dienste geleistet. Niemand kümmerte sich mehr um den erdfahlen, alten Mann in der modern frisirten Perücke, der mit erloschenem Blick über den Hof nach dem Park zu wankte, die geladene Büchse krampfhaft umspannend.

„Will!“ jammerte die Gräfin, „du bist der Neffe meines Gatten? O warum hast du mir das nicht früher gesagt?“

„Ein Glück für mich, daß ich es nicht that, Mylady. Gegen das strenge Verbot meines Oheims trieb mich die Sehnsucht, mein Vaterland wieder zu sehen und kennen zu lernen, über den Kanal. Ich hatte kaum Irland unter dem Namen William Guire — den ich, um meinen Oheim zu täuschen, angenommen — betreten, als ich Sie sah, Mylady. Ihre Reize bestachen mich, fesselten mich. Ich konnte nicht fort, und gab alle Pläne auf, die ich in Bezug auf meinen Oheim, dessen Denk- und Handlungsweise mir schon einigermaßen bekannt war, gefaßt hatte. Ich suchte und fand Jägerdienste im Hause des Lords O'Connor, Ihres Vaters; ich suchte und fand Ihre Liebe, Mylady. Ich war

unaussprechlich glücklich, daß Sie nur den Menschen in mir liebten, nicht den Stand. Ich forderte unbedingtes Vertrauen, und indem Sie meiner Forderung zu genügen schienen, träumte ich von einer Seeligkeit, die mir in dichterischen Beschreibungen als übertrieben gedäucht hatte. Ich Thor ahnte nicht, daß es eben nur meine Männlichkeit war, die Sie reizte — schweigen wir davon! Ich hatte mir die Sache sehr schön ausgedacht: ich wollte Ihnen eine herrliche Ueberraschung bereiten. Deshalb eilte ich nach Frankreich zurück, schrieb an meinen Onkel, der sich mir stets als Wohlthäter vorgeführt hatte, und bat ihn, bei'm Lord O'Connor um dessen Tochter Alce für seinen Neffen, den Grafen Edward Mooreland, anzuhalten. Ich wußte und freute mich darauf, daß Sie Ihres geliebten William Guire wegen diese Partie ausschlagen und Ihrem Vater trotzen würden; dann wollte ich in Ihr Haus treten und in Ihre Arme sinken mit dem Ausruf: „Ich bin Edward Mooreland, dein Geliebter. O über den kindischen Traum! Mein Onkel wurde, als er mit meinem Auftrag zu Ihnen kam, selbst dermaßen von Ihren Reizen entzückt, Mylady, daß er eine neue Treulosigkeit zu den vielen alten an mir beging, und statt für mich anzuhalten, für sich selbst um Sie warb. Und Sie — ei nun, Sie wurden Gräfin Mooreland und hofften, den

schmucken Jäger William Guire, sobald er wiederkehre, in Ihre Dienste auf Earnhall zu nehmen. Und als ich nicht eher wiederkehrte, als zu Ihrem Vermählungstage, ein Bote Ihrer Schwester, der ich mich als solcher aufgedrungen, als Sie die Hoffnung aufgegeben hatten, mich als Ihren Jäger anzustellen, wollten Sie, ungnädig über mein Erscheinen, mich nicht sehen und hören, und schrieen mich für einen Mörder aus, der Ihnen an's Leben gewollt. Doch ich bin Ihnen sehr dankbar dafür; denn gerade diesem Umstand verdanke ich mein Glück."

Er hatte noch nicht ausgeredet, als eine Bewegung und ein unruhiges Geflüster unter den Umstehenden entstand. Ein seltsames Gemisch von Schadenfreude und Schrecken malte sich auf den Gesichtern. Edward fragte, was es gebe. Man hatte kurz zuvor einen Schuß gehört; nun wurde berichtet, Graf Oliver habe sich auf dem noch am Platze liegenden Strunk der Feenlinde so eben erschossen.

Diese Nachricht machte auf keins der Anwesenden einen tiefen Eindruck, auch nicht ein Mal auf die Gräfin.

„O Edward!" seufzte sie, „das Ungläck verfolgt mich mit grimmen Schlägen. Doch es kann noch Alles gut werden. Nie hab' ich einen Augenblick aufgehört, dich zu lieben. Nur böse Umstände zwangen mich, deinem Oheim meine Hand zu geben;

mein Herz hast du stets besessen und es wird dir immer gehören."

„Ich danke höflichst für Ihr gütiges Geschenk, Mylady; ich kann in der That keinen Gebrauch davon machen. Denn ich suche mir so eben ein Herz, dem ich Alles verdanke, in dem Gefängniß, das in diesem Augenblick geöffnet worden ist."

Indem er sich umwandte, erblickte er Nora Daly, die aus ihrer Haft entlassen worden war, und sie umschlingend rief er: „Hier steht ein dankbarer Mann vor dir, Nora, der zweimaligen Retterin seines Lebens, und bietet dir zum Lohn seine Hand, sein Herz und die Güter des Grafen Mooreland an."

Nora faßte sich an der Stirn wie eine Träumerin.

„Schlag ein! Schlag ein, Nora, Liebling!" rief Brine Daly hinter ihr — die ganze Familie war unterdessen in den Hof gekommen — „es gibt keinen Grafen Mooreland weiter als ihn, und daß er hier Herr ist, hat er dir zu danken. Er ist meiner Muhme Emmy Sohn, und sie steht selbst hier, euch zu segnen, Kinder."

Da sank Nora, vom Gefühl überwältigt in des beglückten Jünglings Arme. Die Gräfin Alce entfernte sich schnell. Dart drängte sich bellend zwischen Nora und Edward. „Auch du bist mein Retter!" sagte dieser zu ihm, ihn streichelnd, „auch du sollst belohnt werden."

„Eigentlich sollte ich mit dir schmollen, Edward," sagte Brine vertraulich, „daß du als du zuerst heimlich nach Irland kamst, mich nicht gleich aufgesucht. Du hättest dann wahrlich die Kapsel nicht mit Lebensgefahr zu stehlen gebraucht."

„Der Teufel hatte mich in der Gestalt eines schönen Weibes geblendet, und dann kannte ich Euch nicht, traute Euch nicht, guter, alter Vetter; denn Ihr wart im Dienste meines Oheims und ich glaubte Euch seinen Interessen ganz ergeben. Deshalb entdeckte ich mich Euch nicht. Mein Oheim, der uns allerdings in Frankreich unterstützte, machte aber stets die Bedingung, daß ich nie nach Irland kommen dürfe, weil ich geächtet sei. Ich fürchtete mich sehr vor seinem Zorn. Nun weiß ich freilich, weshalb er mich nicht hat haben wollen."

Sobald Graf Oliver begraben war, begab sich Edward mit Mutter und Braut, mit Brine, Thoms und Molly zum Grabe seines Vaters. Dort verklärte sich ihre Freude zur Wehmuth. Sie beteten. Dicht am Grabe hatte die alte gefällte Linde einen neuen schon ziemlich starken Sprößling getrieben.

„Schöne Vorbedeutung deines Hauses!" rief Brine zu Edward gewendet. „Der alte unheimliche Baum ist gefallen, und gefallen ist, der ihn fällte, wie's die Sage prophezeiht. Aber ein neuer, kräftiger, freundlicher Sprößling steht schon da: so wird

das Haus Mooreland neu und kräftig wieder erblühen."

„Wohlan, so will ich der jungen Linde pflegen, als eines neuen Familienheiligthums!" fügte Edward hinzu. „Sproßt sie doch aus meines Vaters Grabe."

„Und auch des treuen Dart wollen wir warten," sagte Nora verschämt.

„Auch sein Geschlecht darf nicht untergehen so lange das unsrige blüht," erwiederte Edward und streichelte den freudigen Hund.

Als sie in das Schloß eintraten, war Gräfin Alce schon abgereis't, um zu ihrem Vater zurückzukehren. —

Edward und Nora wurden bald ein gar glückliches Paar, und Beide wetteiferten in der innigsten thätigsten Liebe zu ihren Eltern, vorzüglich zum alten Brine, über dessen Lebensabend sich eine herrliche Abendröthe gebreitet hatte. Doch der Gedanke: er werde den Tag seines Gelübdes nicht wieder erleben, wich nicht von ihm. Vielmehr hatte sich seiner bald noch ein anderer Gedanke bemächtigt, nämlich: daß ihm seine Sünde nun vergeben sei, und er die Strafe dafür abgebüßt habe. Ohne Sünde und in Frieden werde er nun abgerufen werden. Der Tag rückte näher, und Brine befand sich munter und wohl. Die Familie ordnete im Geheim eine kirchliche Feierlichkeit zu dem Tage an. Nora wand ihm einen Kranz,

den sie ihm, als einem dem Leben wieder Geschenkten, in die Silberlocken drücken wollte. Aber es waren Spätherbstblumen dazu.

Abends vorher drückte der Greis, selig lächelnd wie immer, Allen die Hand, eh' er sich zur Ruhe begab. Er hatte lange nicht von seinem Gelübdetag gesprochen, und mit Fleiß war er von Niemand daran erinnert worden. Früh blieb er lange im Bette. Nora ging, um nach ihm zu sehen, und ihm Glück zu wünschen. Er schien noch ruhig zu schlafen. Doch ein beängstigender Gedanke zuckte plötzlich durch Nora's Kopf. Sie beugte sich zu ihm nieder. Er athmete nicht mehr. Das selige Lächeln schwebte aber noch über seinen Zügen. Nora's Kranz wurde zu seinem Todtenkranze, das Kirchenfest zu seiner Todtenfeier. Er hatte den Tag des Gelübdes nicht wieder erlebt.

Der Priestermord.

Historische Erinnerung.

Man tadle es nicht, daß wir hier ein in die Nebel der Vergangenheit gehülltes Bild entschleiern und wieder auf die Spur deuten, welches die Raserei des blinden Fanatismus, in dem gräßlichen Wahne, es geschehe zur Ehre Gottes und zur Förderung der christlichen Religion durch rohe dolchbewaffnete Hand vergoß. Wie? Wäre es nicht an der Zeit, solche Bilder wieder heraufzuführen und sie der Gegenwart vorzuhalten, damit sie sich selbst daran erkenne und ihre bedenklichen Zeichen deuten lerne? Wenn es überhaupt wahr ist, daß die Gegenwart, welche Farben sie auch immer tragen möge, doch stets in irgend einem Abschnitt der Vergangenheit ihren Spiegel finde, worin sie der in ihr Befangne allein wahrhaft objectiv erkennen könne: so wird man zugeben müssen, daß die nachfolgende Darstellung uns manche mit den schimmernden Lumpen und Lappen des frömmelnden Mysticismus ausstaffirte Gestalt unsrer Zeit in ihrer scheußlichen Nacktheit erblicken lassen.

Diese Erzählung gehört in unsre Tage, wo die Hyder des Fanatismus wieder keck die Häupter erhebt, wo die unheilige Saat des Kadmus, die Zähne des alten gestürzten Drachen, wieder auf-

geht, und sich zur Ehre Gottes gegenseitig bekämpft und niedermacht, wo Büberei und Nichtswürdigkeit die Larve der Frömmigkeit vornimmt und mit widriger Frechheit gegen die Männer des Lichts und der Wahrheit falsch Zeugniß ablegt, die gleisende, schleichende, giftige Schlange, die den sorglos wandelnden Starken in die Fersen sticht und dem Schwachen zuflüstert: Iß vom Baume der Erkenntniß den Apfel, du wirst mit nichten sterben, sondern dadurch wahrhaft selig werden. Wären sie nur mächtig und stark, den Willen haben sie schon, uns zur Ehre Gottes auszurotten; hätten sie nur Legionen, es würden sich Schauspiele wiederholen, wie der Kampf gegen die Waldenser, die St. Bartholomäusnacht rc. — Doch was vermag nicht schon ein Einzelner, von fanatischer Wuth entbrannte Schwärmer, wie wir sie wieder unter uns aufschießen sehen gleich giftigen Pilzen! Welch Gräuel kann er vollbringen! Mord und Entsetzen trägt er in das stille Haus des Friedens. Darum, ihr guten Hirten, verlaßt die Schafe nicht, wenn der Wolf kommt. Ach, er kommt im Schafskleide, lernt ihn erkennen.

Im Jahre 1723 meldete sich in Dresden bei der lutherischen Geistlichkeit ein Mann, mit dem Vorgeben: er wolle zu seiner Beruhigung aus der katholischen Kirche, in welcher er geboren und auferzogen sei, heraus und zur lutherischen übertreten, da diese,

seiner gewonnenen Ueberzeugung nach, die Lehren des Christenthums rein und in ihrer ursprünglichen Gestalt gebe, die katholische dagegen unlauter und durch Menschensatzung verfälscht. Man hat später nicht ermitteln können, ob dieß damals wirklich die Ueberzeugung jenes Mannes gewesen sei, oder ob er solches blos vorgegeben, irgend eines zeitlichen Interesses wegen. Sein Name war Franz Lauber; er stand im vierzigsten Jahre, war im Dorfe Oberhausen bei Augsburg geboren, hatte das Fleischerhandwerk erlernt, welches für seine spätere That nicht ohne Bedeutung ist, war als Geselle unter die Soldaten gekommen und hierauf Heiduck bei dem Erzbischof von Valencia geworden. Als Diener eines reichen katholischen Herrn, von denen es nach August des Starken Uebertritt zur katholischen Kirche und der dadurch bezweckten Erlangung der polnischen Königskrone in Dresden wimmelte, war er nach Dresden gekommen. Früher hatte er ganz Europa durchzogen, konnte sich fast in allen Sprachen unseres Welttheils verständlich machen, und war des Französischen und Italienischen vorzüglich mächtig.

Als Lauber seinen Willen ernstlich zu erkennen gegeben hatte, eilte man ihm nicht etwa drei Viertheile des Wegs entgegen, wie dieß überhaupt niemals den Priestern der protestantischen Kirche hat zum Vorwurf gemacht werden können; sie haben

sich vielmehr zu allen Zeiten streng beflissen, jeglichen Schein niedriger Proselytenmacherei von sich fern zu halten. Wer nicht durch die innere göttliche Wahrheit der protestantischen Lehrsätze für unsere Kirche gewonnen wird, soll es nicht durch die schlaue Ueberredungskunst eines Geistlichen, welcher meint, dem Himmel eine Seele zu erretten. Auch jenem Lauber wurde der Uebertritt keineswegs leicht gemacht. Erst befragte man ihn lange und vielfältig über die Absicht seines Vorhabens, und nur, nachdem er stets dabei verblieben war: es geschehe aus der reinsten Absicht und zur Beruhigung seiner Seele, welche er in der katholischen Kirche nicht finden könne, erlaubte man ihm, sich unter den Geistlichen Dresdens einen Lehrer zu wählen. Er nahm den wegen seiner christlichen Milde und Sanftmuth nicht minder als wegen seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit und seines starken Eifers für die protestantische Lehre berühmten M. Herrmann Joachim Hahn, *) Archidia-

*) Herrmann Joachim Hahn war am 31. Juli 1679 zu Grabouc im Meklenburgischen, wo sein Vater, Julius Ernst Hahn, damals Pastor war, geboren. Später wurde der Vater Hofprediger und erlebte als Jubelgreis das unglückliche Ende seines Sohnes. Hahn's Mutter war eine Tochter des Rathsbaumeisters Jäger in Lübeck. Der talentvolle Knabe wurde vom Vater und auf der Schule seines Geburtsortes unterrichtet,

konus zum heiligen Kreuz. Hahn war wegen seines reinen wahrhaftigen Eifers für Gottes Wort und

---

und bezog im Jahre 1696 als siebzehnjähriger Jüngling die Universität Leipzig. Aus seinem Jugendleben ist der Umstand höchst merkwürdig, daß er, zwölf Jahr alt, in ein fließendes Wasser fiel, woraus ihn ein Greis ziemlich spät rettete, welcher einst Hahn's Vater in gleichem Alter aus demselben Fluß gezogen hatte. In Leipzig ernährte sich Hahn kümmerlich durch Informiren, Abschreiben ꝛc., denn sein Vater hatte ihn nur im ersten Jahre eine Unterstützung zukommen lassen können. Zudem hatte er das Unglück, daß ihm ein Wagenrad über den Kopf ging. Im Jahre 1700 schrieb er zur Erlangung der Magisterwürde eine gelungene Abhandlung: de ortu et progressu logives. Später hielt er unter D. Seligmann eine Disputation: de Sabbato und wurde hierauf zum Baccalaureus der Theologie promovirt. 1706 wurde er vom Dresdner Stadtmagistrate nach gehaltener Gastpredigt zum letzten Diakonus der Kreuzkirche in Dresden berufen. 1707 am Sonntag Lätare hielt er die Antrittspredigt, wurde im selbigen Jahre Frühprediger und 1708 Freitagsprediger. In diesem Jahre verheirathete er sich mit der jüngsten Tochter des Consistorialraths und Pastors an der Thomaskirche zu Leipzig, D. Immanuels Horn's, Dorothea Sophia, durch welche er Vater von fünf Söhnen und fünf Töchtern ward, wovon ihn aber nur drei Söhne und eine Tochter überlebten. Die drei Söhne waren Theologen; der älteste M. Immanuel Ernst Hahn, Waisenhausprediger in Dresden, starb als Diakonus 1746 im 35sten Lebensjahre und hinterließ vier Söhne

Luthers Lehre seinen Glaubensgenossen vorzüglich theuer. Man betrachtete den von edler Freimüthigkeit und göttlicher Wahrheitsliebe beseelten Mann, dessen mahnendes, belehrendes, tröstendes Wort stets treue Kunde von seiner Seele gab, mit Recht in jener drang- und angstvollen Zeit als eine feste Säule der lutherischen Kirche in Sachsen. Und hatte man nicht etwa Grund genug sich auf Männer, wie Hahn zu stützen und von ihnen Abwehr zu hoffen des unablässigen Strebens der römischen Kirche, das Licht auszulöschen, welches in Sachsen entglommen war? — —

Friedrich August II. hatte zwar nach dem Uebertritt zur katholischen Kirche seinen Unterthanen ver-

---

und eine Tochter. Seine Nachkommen leben noch in Dresden. Der zweite Sohn des Archidiakonus M. Herrmann Joachim war M. Johann Friedrich Hahn, Pastorsubstitut zu Güstrow; der dritte M. Gottlieb Herrmann Hahn, Diakonus zu Mühlberg. Von beiden leben noch Nachkommen. Die Tochter, Johanna, Veronica, war später eine verehelichte von Boy.

Im Jahre 1724 war M. H. J. Hahn zum Archidiakonus und Mittwochsprediger ernannt worden und wirkte mit großem Segen. Er war nicht allein ein eifriger und frommer Lehrer, sondern auch ein fleißiger Schriftsteller in seinem Fache. Seine Schriften finden sich verzeichnet in: „Denkwürdigkeiten aus der Reformations-Geschichte der Residenzstadt Dresden. Zweite Auflage. Meissen, 1827. F. W. Goedsche. S. 257 u. 258.

sprochen, und er hat dieß Versprechen auf die dringendsten Vorstellungen der Landstände später oft wiederholt, der Religions- und Gewissensfreiheit seiner Unterthanen niemals zu nahe zu treten; aber nichts desto weniger befahl er schon ein Jahr nach seinem Uebertritt, daß nicht wider die katholische Kirche auf den lutherischen Kanzeln gepredigt, daß die Lieder: Erhalt' uns Herr, bei deinem Wort ꝛc. und: O Herr Gott, dein göttlich Wort ꝛc. durchaus nicht bei'm Gottesdienst gesungen, und endlich, daß die Leute nicht in Sachsen geduldet werden sollten, welche sich dahin begäben: um aus der katholischen Kirche in die lutherische über zu gehen.

Noch größer war der Schrecken in Sachsen, als auch des Kurprinzen öffentlicher Uebertritt zur katholischen Kirche zu Wien (11. Oct. 1727) bekannt wurde. Man hatte mit Recht Alles zu befürchten, denn die katholische Geistlichkeit gewann großen Einfluß und wußte ihn geschickt zu ihrem Vortheil zu benutzen. Die lutherischen Glaubensgenossen traten nun enger zusammen, und manche schöne Blüthe entsproß dieser kirchlichen Verbindung. Männer, wie der Superintendent D. Löscher, Oberhofprediger D. Marperger, Hofprediger Engelschall, Pastor M. Hilscher zu Neustadt, M. Hahn und A. standen an der Spitze und kämpften mit der Lehre des Evangeliums gegen alle Umtriebe des katholischen Klerus.

M. Hahn war dabei ein biederer wohlthätiger Mann, für die Schule Dresdens sehr thätig, und demnach ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn in Wort und That. Diesen Mann sehen wir nun als den gewissenhaften Lehrer des Franz Lauber, welcher seinem Vorgeben nach, sich sehr glücklich fühlte, einen solchen geistlichen Rath gefunden zu haben. Nach langgenossenem Unterricht wurde Lauber in die lutherische Kirche aufgenommen, ja M. Hahn blieb dabei nicht stehen, sondern verschaffte durch seine uneigennützige und vielvermögende Vermittelung seinem geschäftslosen Beichtkind, nach dessen Wunsche, einen Posten bei den in Dresden stehenden Schloßtrabanten. Nachdem Lauber drei Jahre zur völligen Zufriedenheit seiner Obern in diesem Dienste gestanden hatte, eröffnete er im Anfang des Jahres 1726 seinem Beichtvater den Wunsch, des Dienstes entlassen zu werden, und M. Hahn bewirkte durch seine Fürsprache auch Lauber's Entlassung. Als diese erfolgt war, kam Lauber nicht mehr in das Haus seines Beichtvaters; man sah ihn vielmehr mit Jesuiten und schlechten Katholiken umgehen, und eine katholische Weibsperson, die mit Geistlicheu ihrer Kirche in Verbindung stand, soll ihn, der Sage nach, in sehr kurzer Zeit zum fanatischen Schwärmer umgebildet haben. Diese Schwärmerei stieg bis zur Raserei, und obgleich er mit Ueber-

legung und entsetzlicher Kaltblütigkeit eine der schauderhaftesten Thaten beging, deren ein Mensch fähig sein kann, so können wir seinen Zustand doch mit keinem andern Namen, als dem der fanatischen Raserei bezeichnen. Genau hat nicht nachgewiesen werden können, wie Lauber in den Monaten Februar bis Mai das geworden war, als was wir ihn am 21. d. M. erblicken; und die katholische Geistlichkeit bot Alles auf, um diese Zeit in Dunkel zu lassen und den Schleier, welcher über Lauber's Leben in dieser Periode lag, zu erhalten.

Es war am 25. Mai 1726 Mittags nach ein Uhr, Dienstag nach dem Sonntag Cantate, als Lauber wieder in der bisher von ihm gemiedenen Wohnung des M. Hahn in der Pfarrgasse in Dresden erschien.

Hahn saß eben im Kreise seiner Familie am Mittagstische, als ihm Lauber angemeldet wurde, und ließ dem um eine Unterredung Bittenden sagen, er möge nur eine kleine Weile warten. Lauber dagegen läßt den Archidiakonus dringend ersuchen, die Berathung mit ihm nicht aufzuschieben, weil seine heftigen Gewissensscrupel und Gemüthsunruhe solches verlangten. Auf solch ernstes Wort erhebt sich M. Hahn sogleich und tritt in das Vorzimmer zu Lauber, um den vermeintlich Bedrängten mit geistlichem Rath und trostvollem Zuspruche zu Hülfe

zu kommen. Freundlich führt er den Menschen an ein Fenster und bittet ihn sein Herz auszuschütten. Lauber beginnt nun mit vielen Worten und biblischen Versen Dank abzustatten für die vielen weltlichen und himmlischen Wohlthaten, die er von M. Hahn empfangen habe, rühmt die großen Verdienste, welche der Prediger sich durch seine Bekehrung erworben u. d. m. Hahn sucht das übertriebene Lob bescheiden mit der Weisung abzulehnen, daß er seinem Gott und seinen Mitmenschen schuldige Pflicht erfüllt habe. Lauber erwiedert hierauf: er wisse wohl, daß man den Herrn Magister zu den guten Hirten zählen müsse; ob demselben auch der Spruch bekannt sei: ein guter Hirt läßt sein Leben für die Schafe? Als Hahn dieß bejaht, fährt Lauber fort: „Nun wohl, wenn Ihr ein guter Hirt seid, könnt Ihr Euer Leben auch für Schafe lassen?“ Hahn erwiedert, er sei zu jeder Zeit bereit, in festbegründeter Hoffnung auf ein besseres himmlisches Leben für seinen Glauben, Licht, Wahrheit und Recht das irdische Leben aufzuopfern. Da ändert Lauber plötzlich den Ton der Stimme, und ruft seinem Lehrer und Wohlthäter die fürchterlichen Worte zu: „So wisse denn, du Seelenverführer, daß ich von Gott gesandt bin, dir augenblicklich das Leben zu nehmen!“ Sogleich wirft der gräßliche Mensch dem erschrockenen Priester einen Strick, den er während

der vorigen Rede aus der Rocktasche hervorgezogen, um den Hals, langt ein zehn Zoll langes Messer, welches er Vormittags erst gekauft und scharf geschliffen, nebst drei großen sieben Zoll langen Nägeln, aus der Brusttasche, und versetzt dem unglücklichen Opfer des Fanatismus und beklagenswerthen Martyrer der evangelischen Lehre fünf starke Stiche in die Brust und den Rücken, schleppte ihn dann zur Treppe, wobei Kopf und Gesicht vom Aufschlagen auf den Boden tödtliche Contusionen erhielten.

Die Magd des Unglücklichen eilt zuerst auf sein Geschrei herbei und wollte dem entsetzlichen, kaltblütigen Mörder in die Arme fallen, da er ihr aber drohete, den Mordstahl gegen sie zu kehren, so floh sie bestürzt, um Hahn's Gattin und Kinder herbei zu rufen. Zu spät erschienen diese mit dem Angstgeschrei furchtbaren Schreckens und unbeschreiblicher Verzweiflung. Der gräßliche Mord war schon vollbracht, und die aus Lauber's Augen blitzende Mordlust, sowie die entsetzlichen Drohworte desselben, nöthigten die Familie, auf ihre eigene Rettung zu denken.

Da der Lärm im Hause bald größer wurde, so ließ der Mörder den Magister in Todeszuckungen an der Treppe liegen, neben ihm den Strick, das Messer und die Nägel, womit er die Leiche hatte kreuzigen

wollen. Nun floh er aus dem Hause, der Stätte seines scheußlichen Verbrechens, durch die bereits versammelte Menge über den Altmarkt durch die Schössergasse nach dem Schlosse. Mehrere Menschen, die sich von seiner Mordthat überzeugt hatten, eilten ihm nach, besonders einige kleine Kreuzschüler; diese riefen der Trabantenwache am Schloßthore zu, welche den Mörder sofort festhielt und gefangen nahm. Warum er sich gerade in das Schloß flüchten wollte, bleibt immer höchst merkwürdig und bedenklich, jedenfalls mußte er Ursache zu hoffen haben, er werde dort einen Beschützer und Retter finden. Und keineswegs hat die katholische Hofgeistlichkeit sich von dem schwer auf ihr lastenden Verdachte einer stillen Theilnahme dieses Verbrechens reinigen können; im Gegentheil bewiesen nachfolgende Erscheinungen, daß man in den damals umgehenden Gerüchten ihr nicht zu viel gethan hatte. Denn nicht nur, daß Lauber sogleich nach seiner Einbringung die Mordthat mit recht freudigem Gemüthe gestand, sondern er küßte auch die ihm angelegten Fesseln und nannte sie Jesus-Bande, und wandte sich mit den Worten zu der ihn begleitenden Wache: „Schlagt mir den Kopf ab und ihr werdet noch die Hostie in meinem Halse finden!“ Also hat ihm vor der That und gleichsam als Vorbereitung darauf ein katholischer Priester die Hostie gereicht! Dabei

rühmte er sich laut und mit freudestrahlendem Gesicht, daß er einen Lucifer vom Dresdner Kirchenhimmel gestürzt, und einen argen Seelenmörder erlegt habe; darum sei ihm auch sein Herz so leicht. Aus diesen und andern bedenklichen Aeußerungen, die er noch selbigen Tages in seinem Triumpfe that, schloß man nicht mit Unrecht auf Vorbereitungen, und Anstiften des Mordes. Zugleich verbreitete sich das Gericht in der Stadt, daß zu derselben Zeit dem Superintendent D. Löscher und der Diakonus M. Weller ein gleiches Schicksal zugedacht gewesen sei. Wie viel Wahres und Falsches an der Sache gewesen, hat man nie erfahren können. Dergleichen reichten aber hin, schon einige Stunden nach der Mordthat einen Aufruhr im Volke zu veranlassen. Die Menschen rotteten sich in der heftigsten Aufregung und furchtbaren Drohung gegen die Katholiken zusammen und machten Miene, über dieselben herzufallen, und sicher wäre der Tag nicht ohne schlimme Excesse vorübergegangen, hätte der damalige umsichtige Gouverneur Dresdens, Graf von Wackerbart, nicht schleunig alle nöthigen Maßregeln getroffen, um einem noch größern Uebel vorzubeugen. Denn kaum war die erste schlimme Gährung im Volke auf den Straßen bemerkt worden, so ließ der Graf starke Wachen mit geladenem Gewehr an den Straßenecken und auf den Märkten aufstellen, und andere

Abtheilungen von Soldaten durch die ganze Stadt unaufhörlich patroulliren. Er selbst ritt mit den Officiren überall herum, redete dem Volke gütlich zu, um es zu besäuftigen, und versprach ihm im Namen des Kurfürsten gerechte Untersuchung und Bestrafung des Mordes. Die Bürgerschaft wurde auf das Rathhaus gerufen, wo sich der Rath eben wegen des Jahrmarktes befand, und hier hielt der Superintendent D. Löscher im Rathscollegio an die Bürgerschaft eine extemporirte aber sehr zweckmäßige, ergreifende Rede, worin er sie zur Ruhe und zum Vertrauen auf das Gesetz und die Gerechtigkeitsliebe ihres Landesherrn ermahnte. Die Bürgerschaft benahm sich sehr verständig, und wurde, um auch auf den Pöbel zu wirken, um das Rathhaus aufgestellt. Nichtsdestoweniger wurde für nöthig erachtet, noch gegen Abend vier Regimenter Soldaten in Dresden einrücken zu lassen, wovon zwei auf der Altstädter Vogelwiese und zwei auf der Neustädter Mönchswiese sich lagerten. Wie höchst nöthig diese Vorsicht gewesen war, zeigte sich schon am folgenden Tage.

Lauber's Verhöre hatten bis Abends um 10 Uhr gedauert; er hatte darin nicht die geringste Reue über seine That, vielmehr eine sehr große Freudigkeit und Zufriedenheit gezeigt, auch bekannt, daß er kurz vorher wieder zur katholischen Kirche zurückgetreten sei, und durch Hahn's Ermordung den Schand- und

Sündenfleck seines frühern schmählichen Abfalls rein gewaschen und sich dadurch die verlorene Gnade Gottes wieder errungen habe. Das sind die Schlüsse eines Fanatikers. Um 10 Uhr wurde er unter Bedeckung von zweihundert Soldaten in das Rathstockhaus gebracht und in Lips-Tullian's Kerker festgeschlossen gesetzt. Unzählige Menschen umströmten den Zug, und wäre die Bedeckung nicht so stark gewesen, das Volk hätte den Mörder zerrissen. Die Nacht verging unruhig; die Soldaten blieben in steter Bewegung. Am andern Morgen drängte das Volk in Massen nach der Kreuzkirche, wo Magister Hahn als Mittwochs-Prediger hätte die Predigt halten müssen. An seiner Statt betrat der Candidat Funke die Kanzel. Die Kirche war zum Erdrücken voll. In der Mitte des Vortrags, als Funke des entsetzlichen Falls gedenkt, entstehen an den Thüren der Kirche heftige Bewegungen; mehre Menschen versuchen gewaltsam einzudringen, Andere schreien im Innern der Kirche, man sollte die außen zurückhalten; der Tumult wird jeden Augenblick größer, der Prediger muß schweigen und die Kanzel verlassen; man befürchtet, daß es in der Kirche selbst zu blutigen Thätlichkeiten kommen möchte und weiß kein anderes Mittel zur Verhinderung derselben, als daß man bewaffnete Soldaten in die Kirche zu

dringen und gewaltsame Ruhe zu schaffen den Befehl gibt. Er wird ausgeführt; aber der Gottesdienst ist beendigt, das aufgeregte Volk strömt aus der Kirche; da heißt es plötzlich, die Katholiken hätten den M. Funke von der Kanzel schießen wollen, und nun bricht der Sturm los. Der rasende Pöbel dringt in die Häuser der Katholiken, mißhandelt sie daselbst und auf den Straßen, beschuldigt sie der geheimen Theilnahme an dem Geschehenen und an den, den Gerüchten nach, projectirten Verbrechen, ergießt sich in Schmähungen gegen den Kurfürsten, und der Graf Wackerbart muß Alles aufbieten, um es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen.

Der Leichnam des unglücklichen Hahn wurde am dritten Tage nach dem Morde bestattet. Vorher war er, von einer starken Wache umgeben, auf dem Paradebette dem Volke zur Schau ausgestellt worden. Zwanzig Magister trugen ihn zu Grabe, bewaffnete Soldaten umgaben den Sarg.

Die Unruhen dauerten fort; die argen Gerüchte, welche immer wieder von Neuem umgingen, erhielten den Pöbel in Spannung; fast täglich fielen Gewaltthätigkeiten gegen Katholiken vor. Graf Wackerbart ließ innerhalb zehn Tagen ein Wachhaus auf dem Altmarkte errichten, ein anderes war in der Neustadt, jedes mit vierzig Mann Soldaten, vier Kanonen

und einem Offizier besetzt. Wollte man mit diesen Vorkehrungen die Katholiken vor den Protestanten schützen, so fand man es dagegen auch für nothwendig, die Häuser der lutherischen Pfarrer mit Wachen zu besetzen; denn man hatte sich vom Fanatismus des katholischen Pöbels, welcher meist aus Ausländern bestand, nichts Gutes zu versehen. Vor der Superintendentur standen **16**, vor der Wohnung des Stadtpredigers **M.** Waag **4**, vor der des Hofpredigers **M.** Engelschall ebenfalls **4** Mann Bürgerwache. Noch am **2.** Juli wurde ein strenges Tumultmandat in der Stadt angeschlagen.

Der Mörder blieb im Laufe der Untersuchung und seiner Vorbereitung auf den Tod bei der freudigen Gewißheit, ein großes, Gott gefälliges Werk vollbracht und sich dadurch eine Stufe in dem Himmel erbaut zu haben. Katholische Geistliche suchten seine That zu entschuldigen; ein Hofcaplan meldete sie triumphirend schon am **24.** Mai in einem Schreiben nach Wien. Man war in der protestantischen Welt darüber einig, daß Lauber nicht von selbst auf die gräßliche That verfallen, sondern nur das blinde Werkzeug nichtswürdiger Bosheit und scheußlichen Religionshasses sei. Oeffentliche Blätter des Auslandes nannten die Jesuiten geradezu als Urheber der That.

Aus vorliegenden merkwürdigen Umständen auf viele Theilnehmer schließend, schlug der Leipziger Schöppenstuhl vor, den Mörder durch die Tortur zu inquiriren und die Anstifter zu ermitteln. Aus guten Gründen wurde dieser Vorschlag nicht zur Ausführung gebracht. Während seiner Gefangenhaltung soll Lauber höchst sonderbare Aeußerungen gethan haben; sie sind nicht erwiesen, und deßhalb darf die Geschichte keine Notiz von ihnen nehmen. Es wäre gräßlich, wenn nur der zehnte Theil von dem wahr gewesen wäre, womit sich die mißtrauisch gewordenen Sachsen trugen. Lüften wir nicht weiter den Schleier!

Der 18. Juli war der Tag der Hinrichtung des Mörders. So schnell, ganz gegen allen Gebrauch der Zeit war die Untersuchung und das gerichtliche Verfahren beendigt, ein Beweis, wie viel man die Stimmung des Volks fürchtete, indem man seinen Forderungen nachgab. Lauber wurde auf dem Altmarkte vor dem Rathhause von oben herab gerädert, und sein Leichnam dann vor dem schwarzen Thore auf das Rad geflochten; die ganze Stadt war mit Soldaten besetzt.

Auf Hahn's Tod erschienen eine Menge Klage- und Trauergedichte. Eine Erzählung der Mordthat

in Versen mit den härtesten Ausfällen gegen Katholiken im Allgemeinen, und die Jesuiten insbesondere, schrieb der Poet Picander (Kreissteuereinnehmer Henrici) in Leipzig. Es ist überraschend, wie offen, freimüthig und sogar polemisch jenes Gedicht ist, und wie man sich damals überhaupt über den Vorfall in Sachsen öffentlich aussprechen durfte. Die Censur war damals noch nicht zum vollsten Selbstbewußtsein ihrer Kraft gekommen, wie in unsern Tagen.

Sogar zwei Denkmünzen wurden in Dresden auf Hahn's Tod geschlagen, um sein gesegnetes Andenken recht würdig zu ehren. Die Kreuzschüler sangen im vorigen Jahrhundert jedesmal auf den 21. Mai vor dem Pfarrerwittwenhause auf der Schreibergasse. Auch im Jahre 1826 am 21. Mai, auf welchen das Trinitatisfest fiel, wurde Hahn's hundertjähriger Todtestag von guten Menschen rein evangelischen Herzens, auf eine sinnige Art still gefeiert. Die Gruft sowohl, als sein Monument waren mit Blumen und Flören geschmückt; einige passende Aufschriften sprachen die Gedanken derer aus, welche das Andenken des eifrigen Lehrers des Evangeliums so schön begingen. Zum Schlusse dieses Aufsatzes stehe hier eine jener Aufschriften. Sie möge als Trost für unsere Zeit gelten:

Frevelnd stieß dich aus dem schönen Leben
Glaubenswuth durch eine Mörderhand;
Dankbarkeit, Erinnerung, sie schweben
Dir nach in das ferne Heimathland.
Muß der Wahrheit Herold untergehn:
Ewig leuchtend wird sie doch bestehn!

In demselben Verlage sind folgende
empfehlenswerthe Schriften
erschienen
und um beigesetzte Preise durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Victor Hugo's
sämmtliche Werke.
Deutsch
von
Adrian, Beurmann, G. Büchner, E. Duller, H. Fournier, F. Freiligrath, Ph. H. Külb, H. Laube, A. Lewald, W. Wagner, O. L. B. Wolff und Andern.
Nebst einleitender Biographie und Charakteristik
von
Dr. Adrian.
Mit dem Bildniß des Verfassers.

Wohlfeile Taschenausgabe in 16 Bänden. — Subscriptionspreis Rthlr. 6. fl. 9. 36 kr. Rhein. fl. 9. C. M.

Die deutsche Sprache soll einen neuen Triumph feiern! Weltbezwingend, universell sind die Werke des Genies; das Vaterland hat den Stolz eines solchen Besitzthumes, aber den Gewinn der Ideen, der Kunst und das Unvergängliche theilen alle Nationen. Shakspeare, Calderon, Byron sind durch klassische Uebertragungen in Deutschland eingebürgert. Noch aber entbehren wir eines Denkmals, das aus Frankreich zu uns herüberverpflanzt, sich jenen Meisterwerken an die Seite stellen darf. Wer verdiente mehr, als Victor Hugo, in deutschen Metalllauten dem Gedächtnisse der Nachwelt überliefert zu werden? Dieser junge Titan hat den Perückenparnaß der ältern französischen Literatur erstürmt. Er hat seiner Nation gezeigt, daß nichts so schön ist, als die Natur, und nichts so erhaben, als die Leidenschaft. Schöpferisch formt er das zähe Material seiner Muttersprache in unsterbliche Gestalten, welche neu gedacht mit gleich kühner Neuerung von ihm belebt wurden. Gothischen Domen gleichen seine Romane, Laokoonsgruppen seine Dramen, östlichen Nächten mit Sterngeflimmer, Palmensäuseln und den tausend Zaubern der Wüste seine lyrischen Ergüsse. Nach Göthe und Byron ist Victor Hugo der einzige jetzt lebende Dichter, der Europäische Anerkennung hat.

Schon lange unser Unternehmen im Stillen vorbereitend, treten wir jetzt damit freudig an das Licht; wir geben keine improvisirte Arbeit der Industrie, sondern das Erzeugniß heiliger Weihestunden.

Victor Hugo selbst hat unserm Unternehmen seine Theilnahme zugesagt; ein kostbarer Stahlstich bringt den Dichter physiognomisch, Adrian's Einleitung, sein Leben und den Geist seiner Schriften biographisch-kritisch zur Anschauung. Nichts ist von uns übergangen worden, um das Ganze in einem geschmackvollen Gewande erscheinen zu lassen.

Zum Schluß erwähnen wir noch, daß wir Victor Hugo's sämmtliche Werke geben, und schon deßhalb mit den in Stuttgart erscheinenden ausgewählten Schriften in keinerlei Verwechselung gerathen dürfen, da diese Ausgabe nicht nur in der äußern Ausstattung der unsrigen nachsteht, sondern auch in den bereits ausgegebenen Bändchen sowohl einzelne Stellen, als auch ganze Seiten, ja sogar ganze Kapitel des Originals ausgelassen sind.

Herabgesetzter Preis!

Wegen eingetretener Concurrenz sehe ich mich veranlaßt die in meinem Verlage erschienene Ausgabe von

Lord Byron's sämmtlichen Werken.

Herausgegeben von

Professor Dr. Adrian.

Mit dem Bildnisse des Verfassers, einem Facsimile seiner Schrift und einer Ansicht von Newsteed-Abtey.

8. 12 Bände auf weißem Druckpapier **ohne Stahlstiche.** Von dem seitherigen Laden-Preise von Rthlr. 6. 18 gr. **auf Rthlr. 4. fl. 7. rhein. fl. 5. 50 kr. C. M. herabzusetzen.**

Die Preise **der Ausgaben mit Stahlstichen** bleiben **unverändert** wie bisher.

Die Dichtungen Lord Byron's sind wie überall so auch in unserm deutschen Vaterlande so allgemein und rühmlichst bekannt, und die Uebersetzungen obiger Ausgabe bereits so sehr als gelungen und des großen Dichters würdig anerkannt, — daß ich es für überflüssig erachte, hier noch Mehreres zur Empfehlung derselben hinzuzufügen. —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Storch, Ludwig,

Zimmergarten Erzählungen in verschiedenen Formen

Bd.: 2. (1838). - 278 S.

Frankfurt a. M. 1838

P.o.germ. 1426 ei-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120868-9